

# Die Schlafstadt aufwecken

Konzepte zur Überwindung der Monofunktionalität in Großwohnsiedlungen der 60er und 70er Jahre anhand eines Entwurfs für ein Stadtteilzentrum in Wien - Atzgersdorf

ausgeführt zum Zweck der Erlangung des akademischen Grades eines Diplom-Ingenieurs

unter der Leitung von Univ.Lektor Oberrat Dipl.Ing. Dr.techn. Herbert Keck

Institut für Architektur und Entwerfen, Abteilung für Wohnbau und Entwerfen E 253/2

eingereicht an der Technischen Universität Wien, Fakultät für Architektur und Raumplanung

Philipp Fleischmann  
9825755

Säulengasse 19/18  
1090 Wien

Wien, am





Wenn nicht anders angegeben, sind die Bilder in dieser Arbeit vom Autor in Atzgersdorf aufgenommen worden.

# Inhalt

# Inhalt

Einleitung	5	3. Wohnbau der 60er und 70er Jahre in Wien	33	5. Der Ort: Atzgersdorf West	57
1. Geschichte der Funktionstrennung	7	3.1. Plattenbauten	33	5.1. Methoden der Sozialraumanalyse	57
1.1. Vorgeschichte: Gründerzeitliche Stadt und Gegenreaktionen	7	3.2. Großwohnbauten der 70er und frühen 80er Jahre – „Urbanität durch Dichte“	35	5.2. Atzgersdorf-West: Analyse	61
1.1.1. Die Gartenstadtbewegung	8	3.3. Grundrissqualität	36	5.2.1. Geschichte	61
1.1.2. Die Sozialpaläste	8	3.4. Ende der Großwohnanlagen?	37	5.2.2. Generationen des Wohnbaus	62
1.1.3. Das „Rote Wien“	8	4. Schwächen, Potentiale und Strategien zur Verbesserung	39	5.2.3. Überblick Atzgersdorf-West	62
1.2. Ideologisierung der Funktionstrennung: Le Corbusier und die Charta von Athen	10	4.1. Geschichte der Nachbesserung	39	5.2.4. Vorhandene Einrichtungen	63
1.2.1. Vorläufer	10	4.2. Bauliche Schwächen, Potentiale und Strategien	41	5.2.5. Statistische Eckdaten	64
1.2.2. Charta von Athen	10	4.3. Wohnungswirtschaftliche und soziale Schwächen, Potentiale und Strategien	42	5.3. Institutionenbefragungen	68
1.2.3. Le Corbusier	12	4.4. Städtebauliche Schwächen, Potentiale und Strategien	44	5.4. Strukturierte Stadtteilbegehung	71
1.3. Leitbild der Nachkriegszeit: Gegliederte und aufgelockerte Stadt	15	4.4.1. Freiflächen	44	5.4.1. Systematische Beobachtungen	71
1.3.1. Stadtlandschaft	16	4.4.2. Verkehr	46	5.4.2. Interviews beim Fridtjof-Nansen-Park	78
1.3.2. Umsetzung	17	4.4.3. Infrastruktur	46	5.5. Stärken - Schwächen	79
1.4. Einkaufs- und andere Zentren	18	4.5. Projekte zur Überwindung der Funktionstrennung in Wohnsiedlungen der 60er und 70er Jahre	48	6. Das Projekt „Die Schlafstadt aufwecken“	81
1.5. Gründe für die Entmischungstendenz	19	4.5.1. Projekt Petržalke Korzo, Bratislava	49	6.1. Maßnahmenplan	81
2. Renaissance der multifunktionalen Stadt	23	4.5.2. Projekt Helle Mitte, Berlin	51	7. Das Stadtteilzentrum	87
2.1. Urbanität – das neue Schlagwort	23	4.5.3. Debatte: Abriss	53	7.1. Architektonisches Konzept	87
2.2. Funktionsmischung - Lösung für die Probleme der ‚funktionalistischen‘ Stadt?	25			7.2. Funktionales Konzept	91
2.2.1. Erwartungen und Probleme	27			7.3. Pläne	94
2.3. Neue Multifunktionalität	29			8. Schlusswort	119
2.3.1. Konversion von Stadtbrachen: Tübingen-Südstadt	29			Endnoten	121
2.3.2. Stadterweiterungen: „Compact City“	31			Bibliographie	127





Einl ei tunda

# Ei n l e i t u n g

Spätestens seit im November 2005 eine Revolte unter Jugendlichen in Frankreichs Vorstädten ausgebrochen ist, sind sie wieder im Gespräch: Die „Plattenbauten“, „Schlafstädte“, sprich die monofunktionalen Großwohnsiedlungen aus den Nachkriegsjahrzehnten. Sind sie tatsächlich „wohnkulturell einwandfrei“<sup>i</sup>, wie damals gefordert, oder sind es „graue Wohnsilos, über denen Nebelkrähen kreisen“<sup>ii</sup>, wie es die Presse heute beschreibt?

Diese Fragen beantwortet diese Arbeit nicht. Sie nimmt eine solche Siedlung in Wien-Atzgersdorf als ein existierendes Stadtviertel an wie es ist, beschäftigt sich mit der Geschichte dieser Bauten und untersucht die Stärken und Schwächen, die sich daraus entwickelten.

Das erste Kapitel ist der Geschichte der Funktionstrennung gewidmet. Behandelt werden die wirtschaftlichen Hintergründe, die dazu geführt haben, und die städtebaulichen Grundsätze für die Wohnviertel, die daraus entstanden sind.

Im zweiten Teil, „Renaissance der multifunktionalen Stadt“, wird beschrieben, warum diese Tendenz ab den 60er Jahren kritisch gesehen wurde, was für Problemfelder daraus entstehen und welche Modelle zur Bekämpfung dieser Probleme existieren. Beispielhaft werden zwei Projekte präsentiert, die einen gemischten Stadtteil zum Ziel haben.

Kapitel drei geht spezieller auf die Wohnbauten der 60er und 70er Jahre in Wien ein.

In Kapitel vier werden die Schwächen und Potentiale dieser Strukturen zusammengefasst sowie zwei interessante Projekte aus Osteuropa präsentiert, wo in Siedlungen der 70er Jahre neue Stadtteilzentren entwickelt wurden.

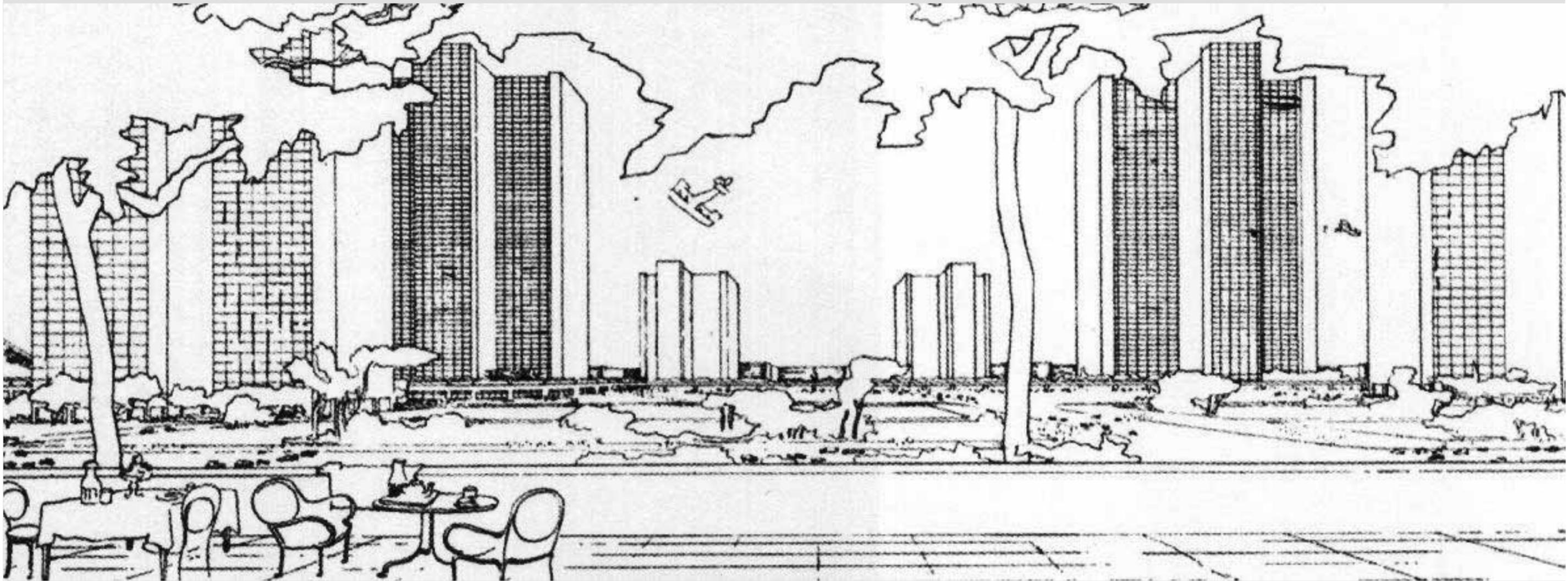
Mit Kapitel fünf beginnt der praktische Teil über das hier gewählte Projektgebiet in Wien-Atzgersdorf. Dieses Gebiet wurde ausgewählt, weil es verschiedene Bebauungstypen und -generationen umfasst und weil es nicht durch die öffentliche Diskussion oder spezielle BewohnerInnenzusammensetzung als Negativbeispiel gebrandmarkt ist. Dadurch scheint eine Konzentration auf bauliche und städtebauliche Verbesserungsvorschläge leichter möglich. Die Nähe zur Schnellbahn ergibt eine zusätzliche Chance.

Untersucht wird, warum dort so gebaut wurde, wer dort wohnt und was dort fehlt.

Im sechsten Kapitel wird auf dieser Grundlage ein Ansatz für ein Entwicklungsprogramm präsentiert, das unter anderem ein Konzept zur Umgestaltung der Zwischenräume zwischen den Bauten, kleineren Interventionen zur Aktivierung des Stadtraums sowie dem Plan für ein Stadtteilzentrum an der Schnellbahnstation beinhaltet.

Dieses Stadtteilzentrum ist als Entwurf genauer ausgearbeitet.





Le Corbusiers Vision von einer „strahlenden Stadt“. aus: Corbusier 1929, S. 206

Geschichte der

# 1. Geschichte der Funkt ionstrennung

## 1.1. Vorgeschichte: Gründerzeitliche Stadt und Gegenreaktionen

Der Städtebau der Moderne entstand in Abgrenzung von der Enge, dem Mangel an sauberer Luft, Licht und Wasser, die im 19. Jahrhundert in den Großstädten Europas, vor allem auch in Wien katastrophale Zustände schufen.

Generell ging und geht Industrialisierung mit einem rasanten Verstädterungsprozess einher, dem auch in Wien ein Bauboom folgte. Wien wuchs in der Zeit der Industrialisierung der Donaumonarchie enorm: hatte es 1869 noch 842.951 Einwohner, kam es 1915 auf seinen Höchststand von 2.215.000. <sup>1</sup>

Diese so genannte „Gründerzeit“ war eine Blütezeit für Spekulanten, die qualitativ minderwertige Wohnungen in so genannten Gangküchen- oder Bassenahäusern zu günstigen Preisen bauen und zu hohen Preisen vermieten konnten. Der enorme Bedarf an Wohnungen wurde ausschließlich durch private Investoren gedeckt, die von den kapitalistischen Kriterien einer kurzfristigen Profitmaximierung geleitet waren. Der einzige Luxus, den sich die Bauherren gönnten, war der in industrieller Massenfertigung an den Hausfassaden angebrachte Gipsstuck, der die so genannten Zinskasernen von außen den Ringstraßenpalästen ähnlicher machte und der auch heute noch große Teile von Wien prägt. <sup>2</sup>

Das Elend in diesen Behausungen war für heutige Maßstäbe kaum vorstellbar. Typologisch hatten sie sich aus Kasernen entwickelt, mit einem Seitengang auf der Hofseite, einer nur zum Gang hin belüftbaren Küche und einem straßenseitig gelegenen Zimmer. In diesen ca. 20m<sup>2</sup> großen Wohnungen lebten so viele Menschen, dass 58% ihr Bett teilen mussten, der einzige Wasseranschluss - die ‚Bassena‘ - und die Toiletten waren am Gang. 1917 hatten 92% der Wiener Wohnungen

kein eigenes Klosett und 95% keine eigene Wasserleitung. Die bauliche Ausnutzung der Grundstücke konnte bis zu 85% ausmachen, der Rest waren Lichtschächte und ‚Lichthöfe‘. <sup>3</sup>

An größeren Straßen wurden in den straßenseitigen Erdgeschoßzonen Geschäftslokale oder kleine Gewerbebetriebe untergebracht, in den Hinterhöfen kamen größere Gewerbebetriebe unter. Dazwischen waren Häuserblöcke mit Industriebetrieben. Dieses enge Nebeneinander von Gewerbe, kleiner Industrie und hoher Belegungsdichte schuf bei den damaligen Produktionstechniken nicht nur starke Lärm- und Geruchsbelästigung, sondern auch gesundheitsschädigende Wohnverhältnisse. Der Wunsch, die Missstände der gründerzeitlichen Stadt aufzuheben und gleichzeitig die Produktionsbedingungen für die wachsenden Industriebetriebe zu verbessern, führte Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zur Idee der Trennung von Wohn- und Industrievierteln. <sup>4</sup>

Im 19. Jahrhundert entwickelten sich auch auf ideologischer Ebene Gegenkonzepte zum gründerzeitlichen liberal-kapitalistischen Städtebau. Eine der ersten Industrienationen war England gewesen, und Friedrich Engels hatte in „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ bereits 1845 ausführlich die Situation der IndustriearbeiterInnen und den Prozess der Industrialisierung beschrieben. Insofern verwundert es nicht, dass die beiden ideologischen Konzepte der Zeit zur Lösung dieser Probleme ihren Ausgangspunkt in England hatten. Im Wesentlichen lassen sich diese Strömungen in zwei Kategorien einteilen: Großstadtkritische und großstadtverbessernde Konzepte. <sup>5</sup>



Wiener Wohnbedingungen um 1900.  
aus: Marchat 1984, S. 8

### 1. 1. 1. Die Gartenstadtbewegung

Der eine Ansatz entwickelte sich rund um die Idee des Einfamilienhauses, das sich als Wunschtraum des Kleinbürgertums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchsetzte. Verschiedene Siedlungsbewegungen versuchten durch eine Rückkehr zu vorindustriellen Lebens- und Produktionsweisen die gesellschaftlichen Gegensätze und sozialen Missstände der Zeit zu bewältigen. Dorf, Siedlung, Kleinstadt und damit die ständische Gliederung der Gesellschaft avancierten zu Symbolen für ländliches und bäuerliches Leben voller sozialer Harmonie.<sup>6</sup>

Zum Symbol der Siedlerströmung entwickelte sich die „Gartenstadt“ des Engländers Ebenezer Howard. In seinem 1898 erschienenen Buch „Garden Cities of Tomorrow“<sup>7</sup> stellt er das Modell autonomer, multifunktionaler Städte als Alternative zur Großstadt dar. Jede Gartenstadt sollte maximal etwa 30.000 Einwohner umfassen. Ein Grüngürtel sollte sich um die Stadt ziehen und sie vor weiterem Wachstum schützen.<sup>8</sup>

Die Gartenstadt war ein großstadtfeindliches Konzept, das zum Teil altertümliche Wohnformen zum Ideal erhob, aber ursprünglich starke sozialreformerische Ansätze erhob, mit einer Ablehnung von Privateigentum an Grund und Boden, das durch das Genossenschaftsprinzip und die Erbpacht ersetzt werden sollte. Gleichzeitig war das ursprüngliche Konzept, oftmals im Gegensatz zur Umsetzung, nicht darauf gerichtet reine Wohnsiedlungen zu errichten, sondern sollte komplette Städte mit allen Funktionen enthalten.<sup>1</sup>

In ganz Europa, vor allem aber in England und Deutschland entwickelten sich zur Jahrhundertwende die Gartenstadt-Gesellschaften sehr schnell, viele Siedlungen wurden gebaut, jedoch wurden die Ansätze nur stark verkürzt und teilweise verfälscht aufgenommen. Howard selbst hatte autonome, voll ausgestattete Städte angestrebt. Die gebauten Gartenstädte waren jedoch nicht mehr als gutbürgerliche, durchgrünte Vororte, die wegen ihrer mangelnden Verdichtung heute eine vernünftige öffentliche Versorgung kaum zulassen<sup>10</sup>. Das heißt, dass in diesen Siedlungen eine Monofunktionalität entstand, die eigentlich nicht Teil des Konzepts war.

Da die vorindustriellen Produktionsweisen nicht mehr wieder zu beleben waren war es nämlich nicht ohne weiteres möglich zu deren Wohnformen, die ja wohnen und arbeiten eng verbanden, zurückzukommen. In Ermangelung von Alternativen zur Industrialisierung reduzierten sich die Siedlungen, die ja in Opposition zur Stadt des Industriezeitalters standen, daher zu reinen Wohngebieten.

In weiterer Folge zeigte sich, dass die auf die Dorfgemeinschaft ausgerichtete Utopie reaktionären Strömungen bis hin zum Faschismus sehr gut ins Konzept passte. Der Nationalsozialismus versuchte bei seinen „Nachbarschaftszellen“ darauf aufzubauen.<sup>11</sup>

Unabhängig davon übt die Utopie einer Dorf-Idylle heute noch große Faszination aus und trägt zur Entwicklung von monofunktionalen Einfamilienhausgebieten rund um die Städte bei.<sup>12</sup>

### 1. 1. 2. Die Sozialpaläste

Seit Anfang des 19. Jahrhunderts, also lange vor der Gartenstadtbewegung, hatten sich vor allem in England und Frankreich erste Ansätze hin zu einem „sozialen“ Wohnbau als Lösungsstrategie für die Wohnungsfrage entwickelt. Dies ging von den utopischen Sozialisten wie Robert Owens oder Charles Fourier aus, die in Plänen für ArbeiterInnenwohnblocks ihre Visionen einer perfekten Gesellschaft darstellten. In der Praxis griffen vor allem Industriemagnaten diese Ideen auf und bauten Werkswohnungen für ihre StammarbeiterInnen, teils aus Idealismus, teils um durch eine verbesserte Wohnsituation eine besser Arbeitsleistung und eine stabilere soziale Situation im Betrieb zu erreichen.

Ein Beispiel dafür ist die „Famillistère“ genannte Wohnanlage, die der aus der ArbeiterInnenklasse zum Unternehmer aufgestiegene Jean-Baptiste André Godin von 1859-1885 in Guise/ Nordfrankreich bauen ließ. Dieser Bau ist – ähnlich wie in einem Plan Fouriers für einen Sozialpalast – in drei geschlossene Baublöcke aufgeteilt, die um jeweils einen Atriumhof gruppiert sind. Diese Innenhöfe sind überdachte Gemeinschaftsflächen, darüber hinaus verfügte der Bau auch über gemeinschaftliche Infrastruktur-Einrichtungen. „Vom Hof aus

wurden alle 465 Wohnungen erschlossen und waren über eiserne Laubengänge zu betreten. ... Der Anlage angeschlossen waren die bereits von Fourier geforderten Folgeeinrichtungen: Schule, Theater, Kinderkrippen, Bäder, Wäscherei und andere kommunale Versorgungseinrichtungen sowie ein Kasino und ein Café“<sup>13</sup>

Diese Geschoßwohnbauten wurden im Allgemeinen außerhalb der Städte, in unmittelbarer Nähe der zugehörigen Fabriken angelegt.<sup>14</sup>

### 1. 1. 3. Das „Rote Wien“

In der Donaumonarchie entwickelten sich beide Ansätze aufgrund der späten Industrialisierung vorerst nur spärlich. In Wien war es die nach dem ersten Weltkrieg massiv erstarkte ArbeiterInnenbewegung, die vor dem Hintergrund des durch den Krieg noch massiv gesteigerten Wohnelends eine Verbesserung durchsetzen konnte. Sie hievte die Sozialdemokratische Partei an die Macht, die sich beeilte, den Bedarf an Wohnraum zu decken. Sie baute dabei auf verschiedenen Grundlagen auf.

Auch hier in Wien gab es die beiden oben beschriebenen Ansätze, auf der einen Seite die so genannte Siedlerbewegung, die die Wohnungsfrage über Kleingärten und Eigenheime im genossenschaftlichen Selbstbau lösen wollte. Dagegen argumentierte die Stadtverwaltung, dass die Erschließung so großer, so dünn besiedelter Flächen zu teuer käme, außerdem war kein ausreichender Baugrund vorhanden.<sup>15</sup> Daher lag der Schwerpunkt am Geschoßwohnungsbau und in Anlehnung an die oben beschriebenen Vorbilder aus England und Frankreich sowie aus dem Erbe der Wiener Hofstrukturen entwickelte sich die Typologie der „Superblocks“. Der dominierende Typus waren Großanlagen mit bis zu 1.500 Wohnungen, rund um die Gemeinschaftshöfe und die Gemeinschaftseinrichtungen angelegt. Über diese Innenhöfe wurden die Stiegenhäuser (Spännertypen) erschlossen.

Wegweisend war die Ausstattung aller Wohnungen mit WCs und fließendem Wasser in jeder Wohnung, gemeinschaftlichen Bädern, Waschküchen, Kindergärten und anderen Einrichtungen. Im Gegensatz zu



den Sozialwohnbauten der englischen und französischen Industriemagnaten wurden diese Gebäude aber mitten im dicht verbauten Stadtgebiet, wo immer sich Baulücken boten, errichtet.

Die Stadt Wien setzte ab 1919 ein radikales Bauprogramm um, das zu einer wesentlichen Verbesserung der Wohnsituation in Wien führte. Verstärkt wurde es noch ab 1922, als Wien zum Bundesland erhoben wurde und eine eigene Wohnbausteuer einheben konnte, die sozial stark gestaffelt und vom Gedanken der Umverteilung von Reichen zu Armen getragen war. Bis 1934 wurden über 65.000 gemeindeeigene Wohnungen errichtet. Über den ausgedehnten Mieterschutz, der in Grundzügen bis heute gültig ist, wurde private Wohnbauspekulation unrentabel gemacht und so der Preis für Baugrund am Markt ruiniert, um der Gemeinde die Möglichkeit zu geben, billig Baugrund zu erwerben.<sup>16</sup>

Die Gestaltung der Bauten gab sich bewusst konservativ und folgte nicht den progressiven und avantgardistischen Strömungen der gleichzeitig entstehenden Moderne. Dies wurde unter anderem damit argumentiert, dass die Bauprogramme auch zur Arbeitsplatzbeschaffung dienten, und die neuen, rationelleren Bautechniken den Einsatz menschlicher Arbeitskraft minimieren würden.

Gleichzeitig stellte man sich aber auch gerne in eine Reihe mit den Prunkbauten der Wiener Ringstraße und versuchte durch monumentale Bauten zu überdecken, dass der Einfluss der ArbeiterInnenbewegung mehr und mehr zurückgedrängt wurde.

1934 schließlich wurde den Gemeindebauten des Roten Wien durch die Machtübernahme des Austrofaschismus ein jähes Ende bereitet und die Wohnbausteuer abgeschafft.<sup>17</sup>



Karl-Marx-Hof.

Foto: Wolfgang Stich, [www.panos.at](http://www.panos.at)

## 1. 2. Ideologisierung der Funktionstrennung: Le Corbusier und die Charta von Athen

### 1. 2. 1. Vorläufer

Zur gleichen Zeit entwickelte sich in Europa die Strömung der Moderne in der Architektur, die auch Auswirkungen auf den Städtebau haben sollte. Bereits von 1901 bis 1904 erarbeitete der französische Architekt und Sozialist Tony Garnier seine Vision von der „Cité Industrielle“, die alle grundlegenden Ideen des modernen Städtebaus beinhaltet: Eine „klare Unterscheidung zwischen den Funktionen Wohnen, Arbeiten, Erholung, Verkehr; Trennung zwischen Fahr- und Fußgängerverkehr mit zusätzlicher Differenzierung zwischen Durchgangs- und Anfahrtsstraßen; dezentralisierte, aber gerichtete Rasteraufteilung der Stadtanlage, um Orientierung zu gewährleisten und Erweiterungen zu ermöglichen; ‚Wohninseln‘ von 30x150m ohne Innenhöfe, mit mindestens 50% zusammenhängenden Grünflächen und verkehrsfreien, reich bepflanzten Fußgängerwegen; ein Gemeindezentrum, das im Programm die fortschrittlichen sozialen Zentren moderner Siedlungen vorwegnimmt“ und vieles mehr.<sup>18</sup>

Sowohl die städtebauliche Gesamtidee als auch ihre architektonischen Typen beeinflussten die gesamte moderne Bewegung. Garnier war unter anderem Vorbild für Le Corbusier. Die von Garnier zusammengefassten stadtplanerischen Prinzipien waren die Grundlage für die Charta von Athen (siehe Kapitel 1.2.2).

Einen wichtigen Entwurf mit dem Prinzip der Funktionstrennung in Kombination mit der Idee einer Bandstadt lieferte der sowjetische Städtebauer N. Miljutin in seinem Buch „Sozgorod“ aus 1930. Er trat dabei gegen die Zentralisierung sowohl der Produktion als auch des Wohnens ein, und fiel deshalb in Folge bei Stalin in Ungnade. Dem Thema des Fließband folgend entwickelt sich die Siedlung entlang einer Verkehrsachse, der Eisenbahn auf deren einer Seite die Industrie angesiedelt werden, auf der anderen Seite zuerst ein

Pufferstreifen Grünraum und dahinter die Kommunenwohnhäuser der ArbeiterInnen. Die Gemeinschafts- und Versorgungseinrichtungen sollten im Grünstreifen verstreut angesiedelt werden. „Der Wohnbereich ... (also die kommunalen Bauten, die Wohnbauten, die Bauten für Kinder und ähnliche Gebäude oder Einrichtungen) müssen parallel zur Industriezone projektiert und von dieser durch einen Grüngürtel ... getrennt werden. ... Nur unter diesen Bedingungen, ohne den überflüssigen Aufwand für innerstädtischen Verkehr, können wir den Zustand erreichen, daß die Wohnung eines Arbeiters nicht mehr als zehn bis zwanzig Minuten zu Fuß von seiner Maschine (seinem Arbeitsplatz) entfernt ist und ihm zugleich alle Vorzüge ländlichen Lebens (gute Luft, Wald, Felder) bietet“.<sup>19</sup> Elemente dieser linearen Anordnung lassen sich bis in den Entwurf der gegliederten und aufgelockerten Stadt der 50er Jahre nachverfolgen, die später behandelt wird.

Der moderne Städtebau und damit alle diese Ansätze arbeiteten an einer Umsetzung der Industrialisierung auf die Stadtstruktur. Der enorme Flächenbedarf und die Emissionen der Industrie ergaben dabei logischerweise die Forderung nach Abtrennung dieser Funktionen von den Wohn- und Erholungsbereichen.

### 1. 2. 2. Charta von Athen

Das zentrale Dokument des frühen modernen Städtebaus war die „Charta von Athen“. Sie wird auch als das zentrale Dokument der Funktionstrennung gesehen. Sie wurde am IV. Kongress des CIAM über die „Funktionelle Stadt“ 1933 verabschiedet. Diese „Congrès Internationaux d’Architecture Moderne“ waren 1928 in La Serraz gegründet worden, und ihnen gehörten viele herausragende Persönlichkeiten aus Architektur und Städtebau an. Die Charta von Athen ist Ergebnis einer Reihe von Kongressen der wichtigsten VertreterInnen der Moderne der damaligen Zeit und fasst somit mehr die damals angewandten Planungsprinzipien zusammen, als dass sie ein neues vorstellen würden. Publiziert wurde sie erst 1943 von Le Corbusier, und wurde so zum Leitbild für die Nachkriegszeit.<sup>20</sup>



Bereits in der Gründungserklärung von La Serraz heißt es zu Beginn des II. Kapitels (Stadt- und Landesplanung): „Stadtbau ist die Organisation sämtlicher Funktionen des kollektiven Lebens in der Stadt und auf dem Lande. Stadtbau kann niemals durch ästhetische Überlegungen bestimmt werden, sondern ausschließlich durch funktionelle Forderungen. An erster Stelle steht im Stadtbau das Ordnen der Funktionen: a.) das Wohnen, b) das Arbeiten, c) Die Erholung (Sport, Vergnügen)“.<sup>21</sup>

Dieser Gedanke wurde in der Charta von Athen noch vertieft, und um weitere Aspekte erweitert. Sie stellt ein ausgeklügeltes Programm zur städtebaulichen Reaktion auf die rasante Verstädterung und Industrialisierung in dieser Periode dar. Neben der ausreichenden Versorgung mit Luft, Licht und Wasser standen ausreichende Freiräume, das zunehmende Verkehrsproblem sowie eine Zonierung und Funktionstrennung in die Funktionen Wohnen, Arbeiten, Sich Erholen und Sich Fortbewegen auf dem Programm.

Dabei geht es um eine Funktionstrennung in der Größenordnung von Stadtvierteln. Im Gegensatz zu den stadträumlich recht genauen Ideen des 19. Jahrhunderts begrenzt sich die Charta auf unscharfe Handlungsanweisungen. Nur wenn man verschiedene Teile der Charta aus dem Zusammenhang reißt und neu anordnet, gelingt es in etwa die diesbezüglichen Ziele der AutorInnen zu erkennen:

- Die Stadt wird vom Städtebauer in Funktionszonen eingeteilt
- Sie soll sich horizontal nicht zu weit ausdehnen, weil zu große Entfernungen ungünstig sind. Stattdessen soll in die Höhe gebaut werden um erforderliche Flächen für Verkehr und Freizeit auf einem begrenzten Raum und mit menschlich angemessenen Entfernungen zu gewinnen.
- Das Wohnumfeld soll mit den nötigen Versorgungseinrichtungen ausgestattet sein, wozu Wohneinheiten „von zweckentsprechender Größe“ zusammenzufassen sind.<sup>22</sup>

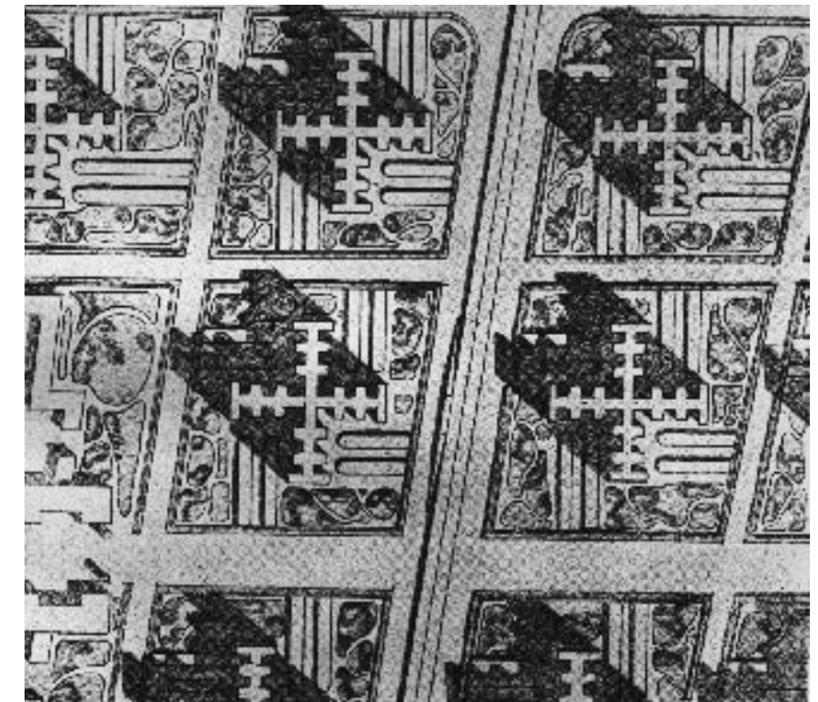
- Große Dichte wird abgelehnt und als Grundlage vieler Probleme der Großstadt gesehen. Großzügige Parkanlagen sollten das Herz der Stadt bilden.

Während sich im 19. Jahrhundert viele Ansätze der Funktionstrennung an den Bedürfnissen der Wirtschaft und der Industrie im besonderen orientierten und darum auch das Bodenrecht weniger in Frage gestellt wurde, soll der Mensch zum Maßstab werden und das steuernde Auftreten der Stadtplanung durch Bodenaufteilung, Verkehrsregelung und Gesetzgebung in den Vordergrund treten.<sup>23</sup>

Die Wirtschaft hatte schon von selbst eine Tendenz zur Funktionstrennung durchgesetzt. Die Charta verstand sich als regulatives Element, das diesen Prozess nicht wie viele rückwärtsgewandten, konservativen Stadtplaner ablehnen und mit einer Utopie der Kleinstadt-Idylle kontern, sondern in menschliche Bahnen lenken wollte.

Ab den 60er Jahren stand die Charta von Athen im Zentrum der Kritik des funktionalistischen Städtebaus. Sie kann jedoch nicht für alle negativen Folgen der Funktionstrennung verantwortlich gemacht werden. Denn sie übt sehr wohl Kritik an den langen Wegen, die eine durchschnittliche ArbeiterInnenfamilie täglich zurücklegen muss und plädiert für eine räumlich nahe Anordnung der verschiedenen Zonen, sprich quasi für kleine, nahe Zonen. In §46 heißt es: „Die Entfernung zwischen Arbeitsplatz und Wohngebiet müssen auf ein Minimum reduziert werden. Voraussetzung dafür ist, daß - nach einem sorgfältig ausgearbeiteten Plan - sämtliche Stätten, die der Arbeit bestimmt sind, neu verteilt werden“.<sup>24</sup>

In der Praxis der Nachkriegsmoderne, vor dem Hintergrund der zunehmenden Motorisierung geriet das jedoch in den Hintergrund. Thilo Hilpert schreibt sogar, dass sich dadurch „die ursprüngliche Intention für das Konzept der ‚Funktionellen Stadt‘ gerade umgekehrt“ hat. „Das ursprüngliche Anliegen, das hinter dem Konzept der ‚Funktionellen Stadt‘ gestanden hatte – die Stadt der ‚Maschinenzivilisation‘, einer chaotischen Entwicklung zu entreißen und wieder als System beherrschbar und dienstbar zu machen – wurde beiseitegeschoben.“



aus: Corbusier 1929, S.243

Damit war ein falsches Bewusstsein, das in die Konzeption eingegangen war, nun wirklich zur Ideologie geworden: Zur Ideologie der Modernisierung der Stadt als Prozess ihrer fortschreitenden Fragmentierung“ .<sup>25</sup>

### 1. 2. 3. Le Corbusier

Bei der Erstellung der Charta hatte unter anderem der Schweizer Architekt Le Corbusier eine maßgebliche Rolle gespielt. Bereits 1922 hatte er seinen Plan von einer „Stadt der Gegenwart mit drei Millionen Einwohnern“ vorgelegt. Dieser kompromisslose Lösungsansatz spiegelte die großen Umbrüche der damaligen Zeit wieder, und ist ein konkreteres Beispiel von den Vorstellungen dieser Periode als die Erklärungen der CIAM. Corbusier beeinflusste die Nachkriegsmoderne stark, nicht zuletzt über seine „Unités d’Habitation“, idealtypische Geschoßwohnbauten, die klar ihre Grundlage in diesem Modell von 1922 haben. Sichtlich beeinflusst war Le Corbusier hier von den Futuristen, wie er selbst nur ungern zugibt.<sup>26</sup> Drei wesentliche Faktoren dieser Modellstadt sollen dabei hervorgehoben werden:

„In freier Luft muss gebaut werden“<sup>27</sup>

Corbusier schlug Wohnhochhäuser vor, die mit großen Abstandsflächen quasi im Grünen angeordnet sind. „Die neue Stadt muss ihre Dichte vergrößern und zugleich ihre Grünflächen ganz beträchtlich vergrößern. ... Das Zentrum der City muss in die Höhe gebaut werden. Die Wohnbauten in der City dürfen nicht an ‚Korridorstraßen‘ voller Lärm und Staub und um finstere Höfe herum errichtet werden. Die Stadtwohnung kann ohne Hof und abseits der Straßen gebaut werden, mit Fenstern, die auf ausgedehnte Parks blicken: Blocks in Zahnschnittform und in geschlossener Bauweise.“ Im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen lehnte Le Corbusier Dichte in der Stadt nicht ab. Gleichzeitig sollten die Grünräume ausgebaut werden. Seine Lösung dabei war die Entwicklung in die Höhe.<sup>28</sup>

„Die Stadt von heute stirbt daran, dass sie nicht geometrisch ist“<sup>29</sup>

Als Reaktion auf die oft beengenden Raumverhältnisse der Bebauungen aus vergangenen Epochen zog er den Schluss, eine radikale Umgestaltung der Stadt würde über das komplette Schleifen der existierenden Strukturen funktionieren. Hier zeichnet sich ab, was später als „Kahlschlag-Sanierung“ mit dem Abreißen ganzer historischer Stadtviertel in den 50er und 60er Jahren betrieben wurde.

„Die Stadt der Geschwindigkeit ist die Stadt des Erfolges“<sup>30</sup>

Durch die Erfahrung, dass die historischen Straßen mit den neuen Autoverkehr überfordert waren, entstand die Forderung nach einer kompletten Verkehrstrennung in erhöhte Autobahnen, normale Zubringerstraßen, unterirdische LKW-Straßen, Fußwege etc., sowie ein dichtes U-Bahn-Netz. Sämtliche Straßen sollten sich von der Bebauung komplett lösen. Die Hoffnung der Zeit war, dass durch das Auto die Frage von Nähe und Distanz in Zukunft keine Rolle mehr spielen würde. Vernachlässigt wurde dabei die soziale Funktion der Straße als Ort des Kontakts und Austausches. Dieser ging bei solchen Projekten verloren.

Selbstverständlich vertrat auch Corbusier die Notwendigkeit der Abtrennung von störenden Funktionen. Mehr aber auch nicht. Während er eine Abtrennung der Industrie- und Hafenanlagen von der Wohnstadt vorschlug, sagte er gleichzeitig „wenn die Wolkenkratzer ihre Stockwerke über 200m in die Höhe treiben, so werden zwischen diesen Riesenbauten und inmitten freigebliebener Flächen Boulevards angelegt mit Bauten von eins, zwei oder drei Geschossen in stufenweisem Anstieg, in denen die Geschäfte sich einnisten werden, ... ferner Restaurants und Cafés in ansteigenden Terrassen, mit dem Blick auf das Blattwerk der Bäume oder über die weiten Flächen der englischen Parks.“<sup>31</sup>

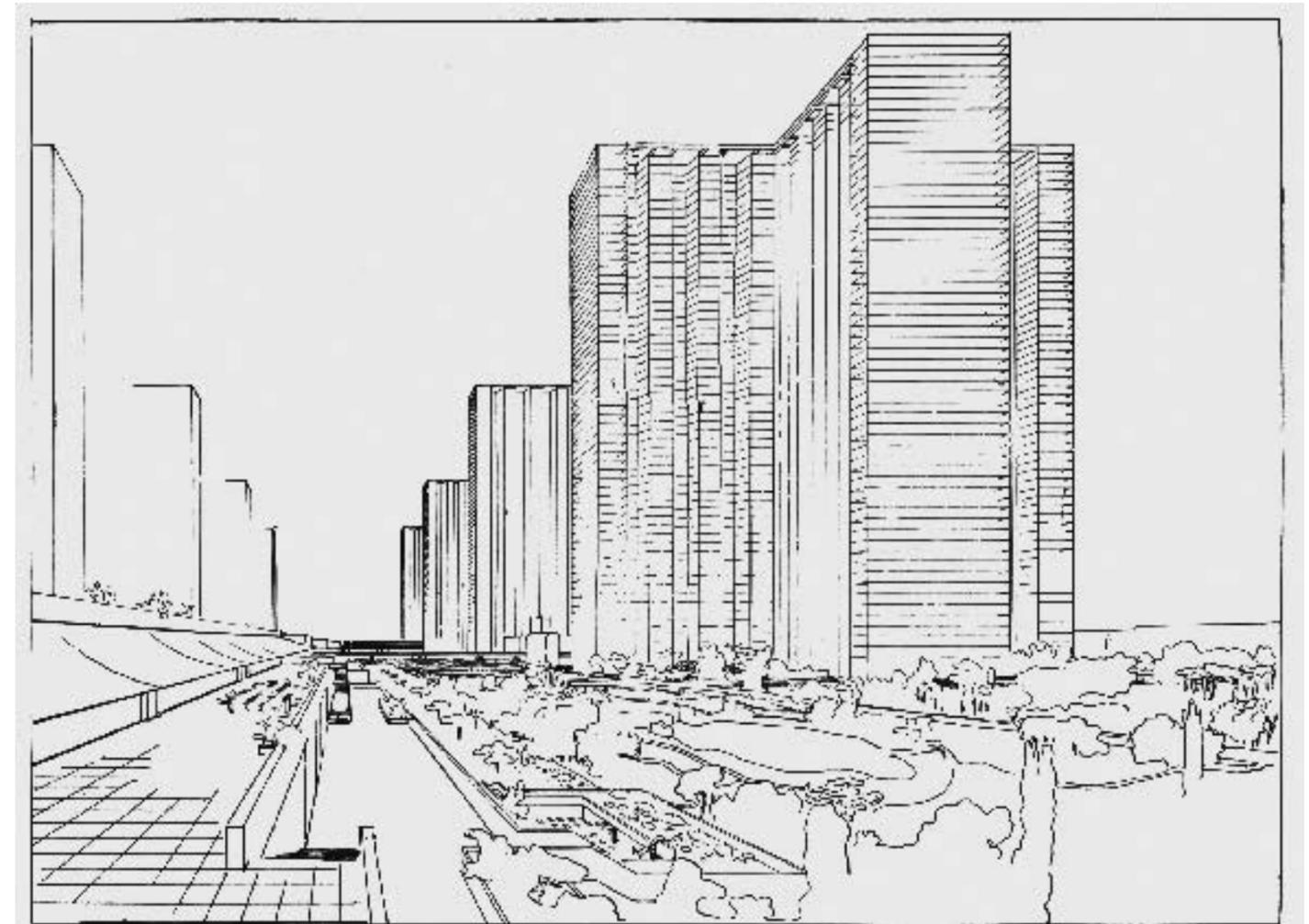
Dieses Modell verwirklichte er exemplarisch mit seinen „Unités d’habitation“ in Marseille und später in Nantes und Berlin, die große Vorbildwirkung für die Nachkriegszeit, vor allem in den 60er Jahren hatten. Dabei kommt

es zur vollständigen Loslösung der Straße von der Bebauung, solitäre hochgeschößige Baukörper stehen auf Stützen, dazwischen fließender, kaum definierter Grünraum.

Die Charta von Athen und die Ideen von Le Corbusier sind nicht gleichzusetzen. Während die Charta allgemeine Ansprüche formuliert, und konkrete Lösungen höchstens andeutet, hat Le Corbusier eine ganz eindeutige Vision von der modernen Stadt.

Die Zeit nach dem zweiten Weltkrieg bis in die 60er Jahre waren stark von den Leitgedanken der Charta von Athen und Le Corbusiers geprägt. Als ab den 60er Jahren Kritik an der Anonymität und Gleichförmigkeit der in dieser Zeit errichteten monofunktionalen Stadtteile regte, kamen sie ins Kreuzfeuer der Kritik, und wurden zu den Sinnbildern für einen Prozess, der nicht von ihnen gestartet wurde, sondern den sie nutzen und menschlich gestalten wollten.<sup>32</sup>

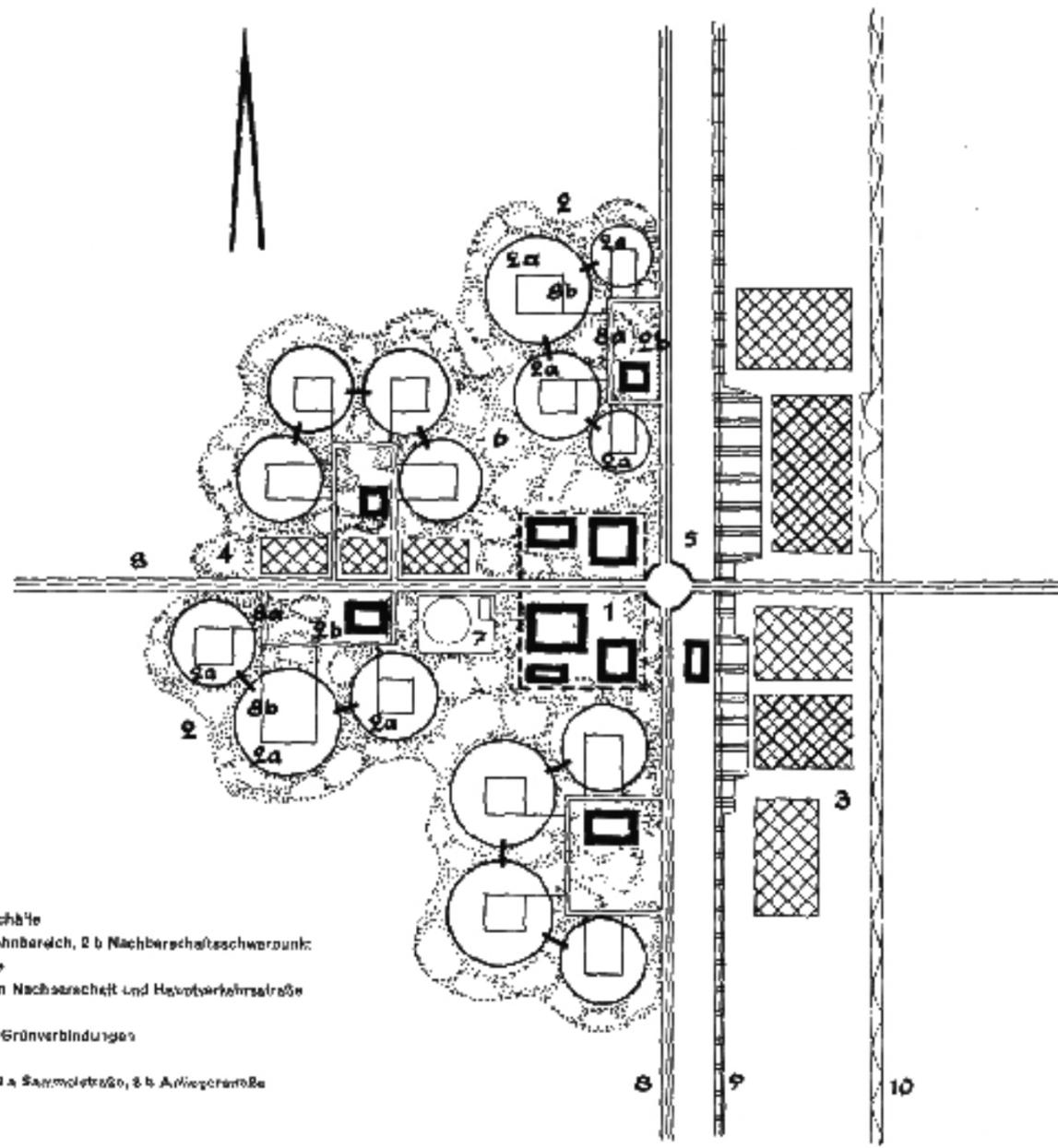
Lampugnani beschrieb diesen Prozess: „Auf der organisatorischen Ebene wurden die Richtlinien der Charte d’Athènes (Charta von Athen, Anm.) nur solange befolgt, wie ihr ... Schematismus finanzielle Einsparungen mit sich brachte; sobald es darum ging, großzügiges öffentliches Grün einzuplanen, infrastrukturelle Einrichtungen zu bauen oder gar durch Enteignungsmaßnahmen eine wirksamere und umfassende Neuordnung des gesamten Stadtbereichs zu erreichen, wurden sie meistens übergangen“<sup>33</sup>.



Eine Stadt der Gegenwart. Die Parkanlagen am Fuße der Wolkenkratzer. Rechts die Zahnschnittblöcke. Links und im Hintergrund die gestuften Terrassen der Restaurants, Cafés, Magazins. Im Hintergrund sieht man die Autostraße zwischen zwei Gebäuden hindurchgehen, die reine Schöpfungen der Baukunst sein können.

aus: Le Corbusier 1929, Städtebau, S. 204





- 1. City, Verwaltung, Geschäfte
- 2. Nachbarschaft, 2a Wohnbereich, 2 b Nachbarschaftschwerpunkt
- 3. Industrie und Gewerbe
- 4. Kleingewerbe zwischen Nachbarschaft und Hauptverkehrsstraße
- 5. Hauptverkehrsknoten
- 6. Erholungsflächen und Grünverbindungen
- 7. Sportplatz
- 8. Hauptverkehrsstraße, 8 a Sammelleitstraße, 8 b Anliegerstraße
- 9. Eisenbahn
- 10. Schifffahrtskanal

Schema: Die gegliederte und aufgelockerte Stadt  
 aus: Göderitz, Rainer, Hoffmann 1957, S. 26



### 1.3. Leitbild der Nachkriegszeit: Gegliederte und aufgelockerte Stadt

Nach dem zweiten Weltkrieg stellten sich mit dem Wiederaufbau einmal mehr zentrale städtebauliche Fragen, die basierend auf den Ideen der Vor- und Zwischenkriegszeit gelöst wurden. Für den deutschsprachigen Raum zentral war dabei das von Johannes Göderitz, Roland Rainer und Hubert Hoffmann verfasste Werk „Die gegliederte und aufgelockerte Stadt“. Dieses Buch wurde zum bekanntesten Leitbild im Städtebau der Nachkriegszeit. Insgesamt kann diese Periode als die letzte angesehen werden, in der klar die großstadtkritischen Ideen im Vordergrund standen.

Grundlegend baut das Buch auf der Gartenstadt-Idee auf, und arbeitet Ideen sämtlicher Leitbilder der frühen Moderne, von der Bandstadt bis zur Charta von Athen ein. So konnte es der außergewöhnlichen Rolle gerecht werden, sämtliche Planungszugänge der damaligen Zeit, von den ProfessionistInnen, die im dritten Reich gearbeitet hatten, bis zu den HeimkehrerInnen aus dem Exil unter einem Dach zu vereinen. Der kleinste gemeinsame Nenner war dabei die Ablehnung der Großstadt des 19. Jahrhunderts, sowie der Konsens über die Ziele einer im Vergleich niedrigeren Dichte, Schaffung von Freiflächen und Durchgrünung der Wohngebiete.<sup>34</sup>

Gleichzeitig wurde sehr wohl auch vor der entgegengesetzten Gefahr, der Zersiedelung, mit der wir uns heute auseinandersetzen müssen, gewarnt. Auch bringen die Autoren bereits erste Kritik an monofunktionalen Wohnquartieren, konkret an der Umsetzung der Gartenstadt-Idee: „Allerdings entsprechen die ausgeführten ‚Gartenstädte‘ dem ursprünglichen Gedanken meist in einem wesentlichen Punkte – den eigenen Arbeitsstätten – nicht, und auch öffentliche Bauten sind nur selten ausgeführt. Die zentripetal wirkende Anziehungskraft der Großstadt, in deren Nähe diese Siedlungen immer entstanden sind, hat sich als stärker

erwiesen als der zentrifugal wirkende Gedanke einer echten Dezentralisation, so daß von der Gartenstadtidee in der Praxis meist nur unselbständige Wohnvororte, sogenannte ‚Schlafstädte‘, übriggeblieben sind“. Als wesentlicher Faktor für die zentripetale Kraft wird dabei die Arbeitsplatzflexibilität angesprochen, die moderne Arbeitskräfte an den Tag legen müssen, und die zu hoher Mobilität und geringer Bindung an das Wohnumfeld führt.<sup>35</sup> Somit beschreiben sie die Probleme, die auch die nach ihrem Planungsvorschlag gebauten Siedlungen heute aufweisen bereits vorab.

Göderitz, Rainer und Hoffmann schlugen zur Lösung dieser Fragen eine Gliederung der Großstadt „in mehrere in sich abgeschlossene Stadtbezirke, Stadtzellen, Nachbarschaften usw.“ vor, „die deutlich voneinander abzutrennen sind, bis zu einem gewissen Grade zu einem Eigenleben fähig sein und sich trotzdem in ihrer Gesamtheit zu einem größeren Ganzen fügen müssen. ... So wichtig die Trennung der einzelnen Stadtzellen und die Förderung ihres Eigenlebens ist, so notwendig ist andererseits ihre Verbindung zu einem übergeordneten Ganzen. Der moderne Schnellverkehr macht die enge Verbindung auch innerhalb eines gegliederten und aufgelockerten Stadtgebiets möglich. ... Der Grundsatz der Gliederung schließt auch ein neues Wachstumsgesetz ein: ... an Stelle des Weiterwachsens, der Vergrößerung und uferlosen Erweiterung [sollte] besser eine neue ‚Stadteinheit‘ gebildet oder zur Gründung mehr oder weniger ebenbürtiger Städte geschritten werden.“<sup>36</sup>

Diese Nachbarschaftseinheiten haben ihren Ursprung in den USA der 20er Jahre, wo die Gartenstadt-Idee aufgegriffen wurde, um „Orte unmittelbarer Kontaktmöglichkeiten und demokratischer Teilhabe zwischen Bewohnern“<sup>37</sup> zu schaffen. In missbräuchlicher Form fanden sie auch ihren Niederschlag in den Planungszellen und Zellverbänden der Nationalsozialisten, die das als praktisches Instrument zur politischen Disziplinierung empfanden.<sup>38</sup>

Mit der „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ wurde also an die Tradition der

Kleinstadt-Romantik angeknüpft. Als Größenordnung wurde hier erstmals die „Volksschuleinheit“ mit 4.000 bis 6.000 EinwohnerInnen eingeführt, Ausgangspunkt vieler späterer Berechnungsmethoden von Idealgrößen. Die Stadteinheiten sollten zwar eine interne Funktionstrennung haben, aber alle wesentlichen Funktionen in sich vereinen, um eine grundlegende Autarkie zu ermöglichen und das Verkehrsproblem zu minimieren. Kultureinrichtungen und andere nicht in kleinere Einheiten aufteilbare Einrichtungen sollten jeweils in der nächstgrößeren Stadteinheit zu Verfügung stehen.<sup>39</sup>

### 1. 3. 1. Stadtlandschaft

Mit dem missverständlichen Begriff der „Auflockerung“ wurde Bezug zur gründerzeitlichen Stadt genommen: Niedrigere Dichte, mehr Grünraum als in der Stadt des 19. Jahrhunderts. Polemisiert wurde dabei vor allem gegen die Wohnhochhäuser Le Corbusiers, favorisiert wurden Modelle des verdichteten Flachbaus.<sup>40</sup>

Besondere Bedeutung hatte der Umgang mit der Natur. „Die charakteristischen Landschaftszüge, Höhen und Niederungen, Täler und Flußläufe, werden als natürliche Nichtbaugebiete den Verlauf der trennenden Grünzüge mitbestimmen. Dann geht die Landschaft nicht mehr im Häusermeer unter, sondern zieht sich in ihren bezeichnenden Linien durch das Stadtgebiet hindurch. ... Aus der sterilen Wüste oder Steppe der Stadt wird dann eine lebensvolle ‚Stadtlandschaft‘“. <sup>41</sup> Bebauung wurde also von vornherein als höchstensfalls notwendiges Übel angesehen, das es durch den Einsatz von Natur zu kaschieren und zu kompensieren galt.<sup>42</sup>

Als wichtigste Funktion des Wohnumfelds wurde das „sich erholen“ gesehen, daher die ausgedehnten Grünflächen zwischen den Gebäuden. Göderitz, Rainer und Hoffmann setzten dabei in der Theorie auf Privatgärten. Die Einfamilienhäuser sollten in Zeilenform als Reihenhäuser angelegt werden, jeweils so orientiert, dass die Sonne den Garten am besten bescheinen würde.<sup>43</sup> Diese Orientierung an Sonne und Licht war auch die Grundlage dafür, dass in dieser Zeit auch die

Wohnungsausstattung in den Vordergrund rückte, während Fragen des Wohnumfelds weniger Bedeutung beigemessen wurde. Als wichtig angesehen wurde, dass die Wohnungen „ausreichend belichtet bzw. besonnt sind und gut entlüftet und durchwärmt werden können“. „Praktisch und wohntechnisch richtig ist eine Wohnung, wenn alle Verrichtungen störungsfrei, arbeitssparend und zweckentsprechend vorgenommen werden können“. <sup>44</sup>

Prägend für die Nachkriegszeit sollte auch das Denken in idealisierten und schematisierten Bedürfnissen der Wohnbevölkerung werden. „Allgemein wird anerkannt, daß für Familien mit Kindern Einfamilienhäuser mit kleinen Wohngärten oder Wohnhöfen die beste Form sind, wobei das rein ebenerdige Haus unbestritten das Optimum darstellt“. <sup>45</sup>

Die Entwicklung weg von der idealisierten Kleinfamilie hin zu immer stärker ausdifferenzierten Wohnbedürfnissen, die in den darauf folgenden Jahrzehnten und bis heute prägend wurde, war für die Autoren damals offensichtlich unvorstellbar.

### 1.3.2. Umsetzung

Roland Rainer, Mitautor der „Gegliederten und aufgelockerten Stadt“, wirkte auch kurz als Planungsdirektor von Wien, legte das Amt aber nach wenigen Jahren zurück. Die ersten Ansätze von Stadterweiterungsgebieten wurden in dieser Periode im Süden und Nordosten von Wien angelegt. Nicht nur in der Wiener Praxis wurden wegen des eklatanten Wohnraummangels zumeist keine Einfamilienhäuser, sondern vier- bis sechsgeschossige lockere Zeilenbebauung mit großen begrünten Zwischenräumen realisiert.<sup>46</sup> Sie gleichete sich damit den Corbusierschen Ideen sukzessive an. Der kleinstädtische Anspruch wurde durch die Satteldächer weitergetragen, die erst ab den späten 50er und frühen 60er Jahren nach und nach von Flachdächern abgelöst wurden.<sup>47</sup>

Durch den Wohnungsbau anstelle der Reihenhäuser konnten entgegen den Ideen der gegliederten und aufgelockerten Stadt keine den Einzelwohnungen zugeordneten Privatgärten angelegt werden. Stattdessen wurde meistens eine fließende Parklandschaft angelegt.

In Wien macht sich die Funktionstrennung auch dadurch bemerkbar, dass in der Nachkriegszeit die Geschäftslokale nicht mehr in den Erdgeschossen der Gebäude untergebracht wurden, sondern in den so genannten Ladenzeilen, die ab 1960 in fast allen Neubauanlagen zu finden sind.<sup>48</sup>



aus: Le Corbusier 1929, Städtebau, S.166



Atzgersdorf im Sommer 2006



## 1.4. Einkaufs- und andere Zentren

Beginnend in den USA der 50er Jahre entstand eine neue Qualität der Funktionstrennung. Die Motorisierung war hier wesentlich weiter fortgeschritten als in Europa und so hatte sich schon eine Tendenz zu den so genannten „Suburbs“, den Einfamilienhaus-Wohnvierteln, die sich wie Gürtel um die Städte schlingen, gebildet. Der emigrierte Wiener Architekt Victor Gruen leistete in diesem Zusammenhang einen bedeutenden Beitrag zu einem weiteren Schritt in der Funktionstrennung. Er entwickelte in Zusammenarbeit mit dem Kaufhausbetreiber J.-L.-Hudson Co. das erste „Regionale Einkaufszentrum“, das Northland Center in Detroit. 1956 eröffnet, wurde es sofort in tausendfacher Ausfertigung in den USA und später in Europa und anderen Teilen der Welt kopiert. Die Prinzipien sind bis heute die selben: Auf billigem Land am Rande einer Stadt wird, möglichst für den Autoverkehr günstig erschlossen und von Parkplätzen umgeben, ein isoliertes Zentrum geschaffen, in dem enge fußläufig erschlossene Gassen und Plätze zwischen Geschäften durchführen. Meistens sind diese Gassen dabei gedeckte und wettergeschützte Innenräume. Bereits zur damaligen Zeit wurden diese Einkaufszentren als urbane Erlebniswelten gedacht. „... meine persönliche Einstellung ... geht davon aus, daß der Kaufmann dann am erfolgreichsten war und sein wird, wenn seine Tätigkeit in eine möglichst reiche Palette menschlicher Erlebnismöglichkeiten und städtischen Lebens integriert ist“.<sup>49</sup>

Dieses Konzept der Schaffung eines klar abgegrenzten, monofunktionalen Einkaufszentrums war derart erfolgreich, dass seine Auswirkungen auf seinen Gegenpart, die monofunktionalen Wohngebiete und -siedlungen zu spüren sind. So berichten BewohnerInnen des in dieser Arbeit exemplarisch bearbeiteten Gebiets in Wien-Atzgersdorf, dass ihre Kinder um sich zu treffen bis in das außerhalb der Stadt gelegene Einkaufszentrum „Shopping City Süd“ fahren, ohne dort etwas kaufen zu wollen oder können.<sup>50</sup>

Generell verstärkt sich vor dem Hintergrund der zunehmenden Motorisierung die Bildung monofunktionaler Zentren aller Art. Gruen zählt als Beispiele dafür Industriezentren, Regierungsviertel, Finanzzentren, Kulturzentren, Musik- und Theaterzentren, Bildungszentren, Altenzentren, Bürozentren und sogar Kirchenzentren auf. Nicht einmal 20 Jahre nach seiner eigenen Schlüsselerfindung ist er Anfang der 70er Jahre einer derer, die dieser Monofunktionalisierung entgegengetreten. Er kritisiert die dadurch entstehende Zwangsmobilität, sowie die Kehrseite der Konzentration: „Sobald eine besondere urbane Funktion in einer bestimmten Konzentration lokalisiert wird, schwindet diese Funktion aus allen anderen Gebieten“. Diese Entwicklung der „unifunktionalen Zentren“ macht die Stadt immer mehr zu einer „Anti-Stadt“.<sup>51</sup>

Sein 1973 aufgestelltes Gegenmodell ist das „multifunktionelle Zentrum“, das stadtverträgliche Funktionen auf möglichst kleinem Raum vereint, um die Zwangsmobilität zu unterbinden und „Urbanität“ zu erlauben.<sup>52</sup> Aber er bleibt doch beim Gedanken des Zentrums, in Abgrenzung zum Wohngebiet. „Diese Überzeugung spiegelt sich in der Miteinbeziehung einer Vielfalt städtischer Funktionen innerhalb des Zentrums, in der Miteinbeziehung von Möglichkeiten für kulturelle, künstlerische und gesellschaftliche Ereignisse und in dem Bemühen, menschliche Erlebniswerte innerhalb einer erfreulichen Umwelt zu schaffen“<sup>53</sup>. Insofern kann Gruen als Wegbereiter für die multifunktionalen Entertainment-Center der heutigen Zeit gesehen werden.

Lampugnani beschrieb die Auswirkung dieser Zentrenbildung in Europa auf die Entwicklung der Idee der Funktionstrennung: „Gegen Ende der fünfziger Jahre fielen vornehmlich in den hochindustrialisierten Nationen die innerstädtischen Grundstücke aufgrund falscher Bodenpolitik und brutaler Spekulation weitgehend in die Hände des Großkapitals, so daß Büro- und Verwaltungsbauten das Wohnen immer mehr aus den Stadtzentren vertrieben. Die von Le Corbusier geforderte Trennung von Wohnung und Arbeitsstätte wurde realisiert – nur anders. Das Wohnen wurde ausgelagert: An

den Stadträndern wuchern nun unkontrolliert leblose monofunktionale Schlafstädte, während sich die Glaskästen der Banken und Versicherungen durch die vom Krieg verschont gebliebene historische Bausubstanz fressen. Die Städte werden von Schnellstraßen zerschnitten, welche die Pendler von der Peripherie in das Zentrum und wieder hinaus zu leiten haben. Die Geschäftsviertel, tagsüber ein Bild des Verkehrschaos und des hektischen Lebens, bleiben abends und nachts leer; die Menschen isolieren sich voneinander in Vortortsiedlungen, die wie unwirkliche Schmarotzer an den urbanen Zentren hängen“. <sup>54</sup>

## 1.5. Gründe für die Entmischungstendenz

Die städtebaulichen Leitbilder der Moderne haben zwar den Ansatz der Funktionstrennung beinhaltet, und quasi von der wirtschaftlichen Tendenz zu einer städtebaulichen Forderung gemacht<sup>55</sup>, aber auch immer vor zu großen Entmischungstendenzen gewarnt. So erklärt bereits die Charta von Athen „Die Entfernungen zwischen Arbeitsplatz und Wohngebiet müssen auf ein Minimum reduziert werden“<sup>56</sup> und „Das Handwerk, aufs engste mit dem Leben der Stadt verbunden, aus dem es direkt hervorgegangen ist, muß genau bezeichnete Orte im Innern der Stadt einnehmen können“<sup>57</sup>. In der „Gegliederten und aufgelockerten Stadt“ heißt es sogar: „Ein allseitiger Erfolg von Aussiedlungs- und Auflockerungsversuchen hängt daher stark davon ab, ob es gelingt, in dem neuen, aufgelockerten Siedlungsraum ebenso vorteilhafte Verflechtungen von Wohn-, Arbeits- und Kulturstätten zu erzielen wie in den alten großstädtischen Ballungsräumen“<sup>58</sup>. Roland Rainer wollte dies schon in den 60er Jahren zum Prinzip für den Stadtentwicklungsplan von Wien machen.<sup>59</sup> Diese Leitbilder waren also im wesentlichen auf die Lenkung und Steuerung der vorhandenen Entmischungstendenz ausgerichtet, und nur zu geringem Teil Grund für diese. Diese Tendenz leitet sich aus verschiedenen Prozessen in Wirtschaft und Gesellschaft ab, die sich gegenseitig bestärken:

1. Die Entmischung entspricht der Logik des Bodenmarkts. Der Bodenmarkt führt zur räumlichen Konzentration von Nutzungen gleicher oder ähnlicher Ertragskraft und ist damit der zentrale Motor der städtischen Funktionstrennung: Dienstleistungen, Wohnen, Gewerbe, Erholung in absteigender Linie, jeweils abhängig vom Grundstückswert.<sup>60</sup> Eine vertikale Nutzungsmischung auf ein und derselben Parzelle, wie es in den Gründerzeithäusern mit straßenseitigen Läden, hofseitigen Lagern und Werkstätten und darüber gelegenen Wohnungen üblich war, war im 19. Jahrhundert ein günstiges Anlageobjekt für mittelständische





Auch in Atzgersdorf ein Thema: Lärmerzeugende Nutzungen

Bauherren, da die verschiedenen Nutzungen eine Streuung des Risikos mit sich brachten. Heute sind die Bauherren große Banken und Versicherungen, die diese Streuung innerhalb ihres Portfolios an verschiedenen Objekten vornehmen.<sup>61</sup> Feldtkeller umging dieses Problem in einem Projekt in Tübingen mit der Förderung von Baugemeinschaften, in denen sich Personen, die eine Eigentumswohnung haben wollten, zu Gruppen zusammenschlossen und selbst mit den Architekten planten und bauen ließen. Das kam günstiger als jedes Developer-Projekt und umging die Logik der Immobilienentwickler, die die Mühen der Entwicklung einer funktionierenden Mischung scheuen.<sup>62</sup>

2. Konzentrations- und Rationalisierungsprozesse in allen Wirtschaftssektoren haben zu großen Flächen- und Gebäudeeinheiten geführt. Standorte, die kein Expansionspotenzial bieten, sind uninteressant geworden. Die Konzentrationsprozesse haben längst den Dienstleistungssektor erreicht, im Einzelhandel erhöhte sich beispielsweise die wirtschaftliche Mindestgröße eines Lebensmittelgeschäfts in nur 20 Jahren von 50m<sup>2</sup> Verkaufsfläche auf 700m<sup>2</sup>. Auch im Bereich der Freizeit, die immer stärker kommerzialisiert wird, ist eine ähnliche Entwicklung hin zu großen monofunktionalen Zentren (Kinocenter, Sportanlagen etc) ablesbar.<sup>63</sup>
3. Existierende entmischte Gebiete verstärken die Tendenz zur Entmischung, da ihre BewohnerInnen/BenutzerInnen bereits den entsprechenden erhöhten Mobilitätsbedarf haben und daher andere monofunktionale, vor allem über Verkehrswege erschlossene Gebiete fördern.<sup>64</sup> Wer schon ein Auto hat, um von der Wohnsiedlung zum Arbeitsplatz zu gelangen, fährt dann auch in der Freizeit in den großen monofunktionalen Vergnügungspark am Stadtrand<sup>65</sup>. Diese Form des Lebens wird als „Verinselung“ bezeichnet. Man eignet sich sein Lebensumfeld heutzutage nicht wie vor



- der Motorisierung in konzentrischen Kreisen rund um seinen Wohnort an, sondern lebt in verschiedenen „Inseln“, die über schnelle Verkehrswege miteinander verbunden sind.<sup>66</sup>
4. Die Mehrheit der Wohnbevölkerung sehnt sich nach dem Haus im Grünen.<sup>67</sup> Diese Entwicklung begünstigt die Funktionstrennung, da Einfamilienhausgebiete klar monofunktional sind und hohe Mobilität erfordern. Die Empfindlichkeit privater Haushalte vor allem gegenüber Lärmbelastigungen wird immer größer. Wem schon ein Kinderspielplatz zu viel Störung ist, toleriert wohl kaum gewerbliche Immissionen. Dadurch befürchten auch Betriebe im Gegenzug größere Komplikationen in gemischten Gebieten.
  5. Auch verwaltungsorganisatorische Gründe verstärken diese Tendenz. Hier haben auch noch immer Charta von Athen und Gegliederte und aufgelockerte Stadt ihren Einfluss. Auf Grundlage der städtebaulichen Leitbilder der moderne wurden Planungsprozesse entwickelt, die sich an einer funktionalen Gliederung der Stadt orientieren und daher diese begünstigen (zB Flächenwidmungsplan). Hier wurden in den letzten Jahren schon Pilotprojekte für andere Instrumente gestartet.<sup>68</sup>

Das heißt, die derzeitigen vorherrschenden Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen unterstützen klar die Tendenz zur Funktionstrennung. Das Programm der Nutzungsmischung ist kein „Selbstläufer“, sondern muss gegen die Logik der Stadtentwicklung und des Bodenmarktes durchgesetzt werden.<sup>69</sup>

Bereits in den 70er Jahren wandte sich die Kritik am Funktionalismus zur Kritik am Bauwirtschaftsfunktionalismus und der kapitalistischen Profitmaximierung. Kritisiert wurde insbesondere, dass Rationalisierung im Bauwesen nicht als Rationalisierung für die Benutzer und Benutzerinnen, sondern als

Rationalisierung zugunsten der Produktion umgesetzt wurde. Die Vorteile kommen also nur dem Erzeuger oder der Erzeugerin, nicht aber den Verbrauchern und Verbraucherinnen zu gute.<sup>70</sup> Dies war allerdings keineswegs Teil der Visionen der Moderne.<sup>71</sup>

Meist hatten auch die Planer solcher Großsiedlungen, die oft als monoton kritisiert werden, die Absicht, moderne, gesunde, lebendige und lebenswerte Stadtteile zu schaffen. Die Umsetzung der kühnen Pläne scheiterte nicht selten an der mangelnden Steuerbarkeit wirtschaftlicher Prozesse und an der geringen Beeinflussbarkeit sozialer Entwicklungen durch städtebauliche Planung. Das mangelhafte Angebot an Waren des täglichen Bedarfs in Neubaugebieten war i.d.R. nicht Ausdruck falscher Stadtplanung, sondern eher das Ergebnis betriebswirtschaftlicher Standortentscheidungen im Einzelhandel. Städtebauliche Planung kann Flächen ausweisen, aber nicht immer eine plankonforme Nutzung sicherstellen.<sup>72</sup>

Ein weiteres Problem stellen die Veränderungen in der Lebensweise dar, die immer stärker zum Tragen kommen. Die genormten „Funktionen“, für die funktionalistische Architektur geplant wurde, werden in einer lebendigen Gesellschaft binnen kurzer Zeit so nicht mehr gelebt. Beispielsweise orientieren sich die im Großsiedlungsbau aufgestellten städtebaulichen Regeln für Einzugsbereiche an einem Konsumenten mit Einkaufstasche, der immer die gleichen Bedürfnisse hat und daher immer die gleichen Dienstleistungen in Anspruch nimmt und die gleichen Einkaufswege erledigt, also an einem Menschen, der sehr eng an seine Wohnumgebung gebunden ist, der im Stadtgefüge keine breiten räumlichen und gesellschaftlichen Kontakte besitzt. Dieser reglementierende Zugang des Städtebaus zur Organisation des Alltagslebens ist mit einer traditionellen Gesellschaft verbunden, die es so nicht mehr gibt, wo einheitliche Denkstereotypen, Verhaltensweisen und Orientierungswerte vorherrschten. Durch die Entwicklung pluralistischer Gesellschaft und Lebensstile und die hohe Mobilität ist die lokal gebundene Einheitsgesellschaft, für die diese Siedlungen

in den 1960er Jahren errichtet wurden, obsolet geworden. Dies kann ein wesentlicher Grund dafür sein, warum aus heutiger Sicht die Siedlungen als monofunktional betrachtet werden. Die Infrastruktur und die Freizeiteinrichtungen entsprechen nicht mehr den Bedürfnissen unserer Konsum-, Freizeit- und Kommunikationsgesellschaft.<sup>73</sup>

Funktionsmischung für die monofunktionalen Wohnsiedlungen anzustreben bedeutet also vor allem auch, anpassungsfähige und in sich multifunktionale Räume zu schaffen, die dem Wandel der Gesellschaft standhalten können, indem sie in ihrer Nutzung nicht so determiniert sind.



Renai ssance der



## 2. Renaissance der multifunktionalen Stadt

### 2.1. Urbanität – das neue Schlagwort

Um 1960 brach an mehreren Stellen der Nachkriegskonsens über die „gegliederte und aufgelockerte Stadt“ auf. Das neue Schlagwort hatte Edgar Salin auf der Sitzung des Deutschen Städtetags 1960 geprägt: „Urbanität“. (Kuder 2004, S.170) Es hatte sich herausgestellt, dass die Kleinstadt-Idylle der Nachbarschaft nicht ohne weiteres auf Wohngebiete in Großstädten übertragbar war. Die modernen StadtbewohnerInnen bewegten sich zwischen Kleinfamilie und großstädtischer Vielfalt. Urbanität bedeutet hier eine tolerante, weltoffene Haltung, weniger eine spezielle räumliche Struktur. Die Wohnsiedlungen wurden daher als monofunktional und eintönig gesehen und trugen eher zur Isolation der BewohnerInnen bei, als zur Herausbildung von lebendigen Nachbarschaften.<sup>74</sup>

Dieser neuen Generation reichte nicht die Natur in Wohnnähe. Eine Reihe von vielbeachteten Publikationen formulierte die Kritik an der Monotonie der Wohnsiedlungen, der Einkaufs-, Geschäfts- und anderen Zentren. (z.B. Jacobs 1963, z.B. Mitscherlich 1965) Die Lebendigkeit des Straßenraums rückte ins Zentrum der Aufmerksamkeit, nachdem die Wiederaufbaujahre im Zeichen der Konzentration auf die Anhebung des Wohnstandards gestanden waren. Dem quantitativen Wohnungsmangel stand nun auch die Frage der Qualität der neuen Wohnungen, und vor allem auch Wohngebiete zur Seite. Wo Fahrstraße, Gehweg und Wohngebäude jeweils durch Abstandsgrün voneinander getrennt sind, wo nur gewohnt und nicht gearbeitet wird entwickelt sich keine Öffentlichkeit, kein Publikum und kein sozialer Austausch.

Die amerikanische Journalistin Jane Jacobs beschrieb in „Tod und Leben großer amerikanischer Städte“ die „Mannigfaltigkeit“ als Qualität, die die neuen Planungen vermissen ließen. Anhand des gründerzeitlichen

Viertels North End in Boston definierte sie vier Bedingungen für das Entstehen dieser Qualität: Gemischte Nutzung, kurze Baublocks (kleinteilige Baustruktur), Gebäude unterschiedlichen Baualters (alte, bereits abgezahlte Gebäude sind günstiger zu mieten und bringen somit soziale Mischung), sowie eine ausreichende Dichte der Bevölkerungskonzentration. Nutzungsmischung und deren Aufrechterhaltung sind also laut Jacobs Teil der Stadtkultur. Eine lebendige Nachbarschaft entsteht aus der Überlagerung verschiedener Primär- und Sekundärnutzungen. Demgegenüber bewirkten homogene Nutzungsstrukturen eine Langeweile, die letztlich negativer zu bewerten sei, als die mit der Nutzungsmischung einhergehenden Störungen.<sup>75</sup> Ausgehend von Jacobs' Ideen entwickelte sich eine Bewegung zur Neubewertung der gründerzeitlichen Stadtviertel, die nicht nur in den USA, sondern auch in Europa sehr stark wurde und zu zahlreichen Revitalisierungsprogrammen von gründerzeitlichen Vierteln führte.

Was in dieser Periode die Journalistin Jacobs für die USA war, war der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich für den deutschsprachigen Raum. Er kritisiert die Idee der Funktionstrennung oder besser das was aus ihr geworden war und zeigte auf dass durch die Entwicklung der Wirtschaft ja nur noch ein geringer Teil der Arbeitsplätze tatsächlich die Verschmutzung produzierten, die zur Idee der Funktionstrennung geführt hatten.<sup>76 77</sup>

Mitscherlich analysierte, dass Privateigentum an Grund und Boden und die damit verbundene Profitmaximierung Grundlage der Fehlorientierung weg von den Bedürfnissen ist.<sup>78 79</sup> Ein gemischtes Wohn-, Arbeits- und Geschäftsviertel ist für ein Immobilienunternehmen ungleich komplizierter zu entwickeln und weniger ertragreich, als sich auf ein Einkaufszentrum am Stadtrand zu konzentrieren. Die Stadt oder ein



Vorbilder für die neuen urbanen Stadtviertel: gemischte Stadteile aus dem 19. Jahrhundert.

Foto: [www.gebietsbetreuungen.wien.at](http://www.gebietsbetreuungen.wien.at)

Wohnungsbauunternehmen baut dann die monofunktionale Wohnsiedlung daneben.

Wie definiert sich „Urbanität“, dieser Anspruch an die Stadt, der bis heute nicht an Bedeutung verloren hat? Der von den Ergebnissen seiner Einkaufszentren eher abgeschreckte Victor Gruen kehrte zum „Umweltplaner“ gewandelt 1968 nach Österreich zurück<sup>80</sup> und definierte sein neues Ziel der Urbanität 1973 mit drei Punkten: „1. Gelegenheit zu direkten menschlichen Beziehungen. 2. Gelegenheit zum freien Austausch von Ideen und Gütern. 3. Ein großes Ausmaß menschlicher Freiheit, geschaffen durch die Bereitstellung vielfältigster Auswahlmöglichkeiten“<sup>81</sup>

Feldtkeller bezieht sich 1994 vor allem auf die Vielfalt – soziale, ethische, kulturelle, weltanschauliche Vielfalt, die miteinander vernetzt ist und so Grundlage für Schöpferisches werken des Menschen bietet. Seiner Meinung nach kann nie eine ganze Stadt „urban“ sein, sondern nur ein Netzwerk an Orten in ihr.<sup>82</sup>

Bereits seit Anfang der 60er Jahre entwickelte sich das Schlagwort der „Urbanität“, das zumindest implizit eine allgemeine Ablehnung von monofunktionalen Strukturen und die Zielvorstellung der Nutzungsmischung beinhaltet.

Eine besondere Bedeutung gewann dabei die Wiederentdeckung der Straße als Ort des Austauschs und der Kommunikation. Erdgeschossige Ladenlokale oder Gewerbebetriebe wurde in dieser Hinsicht neu bewertet. Die Trennung der Straße von den Gebäuden wurde als hinderlich erkannt.<sup>83</sup> In vielen Städten wurden innerstädtische Hauptstraßen zu Fußgängerzonen gemacht, um diese Form der Urbanität zu ermöglichen. In Wien war es wieder einmal Victor Gruen, der hier entscheidenden Einfluss hatte. Und viele dieser Fußgängerzonen wurden wieder zu monofunktionalen Einkaufsstraßen, indem wegen der steigenden Grundpreise Wohnen und Gewerbe verdrängt wurde.<sup>84</sup>

Diese Forderung der Urbanität führt einerseits zu einer Verklärung der mittelalterlichen Stadt, in der es noch keine echte Trennung zwischen Wohnen und Arbeiten gab. Dabei werden aber die negativen Aspekte dieser Periode, die

gegenseitige Beeinträchtigung durch Lärm, Gestank u.s.w. vernachlässigt. Der Verlust an dieser Urbanität ist somit auch ein Stück weit eine Emanzipation des Menschen von diesen Belastungen, eine Folge der stark verbesserten Wohn- und Arbeitsbedingungen, die einen gewissen Rückzug des Individuums erlauben.<sup>85</sup> Trotzdem erscheint vor dem Hintergrund der heutigen Lebens- und Produktionsbedingungen wieder eine stärkere Verflechtung der Funktionen möglich und sinnvoll.

In den frühen Zeiten des Urbanitätsgedanken, in den 60er und frühen 70er Jahren wurde im Bereich des Wohnungsneubaus diese Idee auf den Leitspruch „Urbanität durch Dichte“ reduziert.<sup>86</sup>

Maßgeblich wurde diese Entwicklung vom boomenden Wohnungsmarkt und dem rasanten Wirtschaftswachstum beeinflusst. Die Investoren griffen aus dem Repertoire der neuen stadtplanerischen Ideen gerne den Aspekt auf, der ihren Interessen am meisten diente: Die höhere Dichte bedeutet gleichzeitig eine größere Ausnutzbarkeit der Grundstücke. Das Bauwesen wurde zunehmend industrialisiert, und diese Dichte wurde in großen Betonfertigteil-Siedlungen weiter umgesetzt. Die anderen Aspekte der Urbanitätsforderung – Kleinteiligkeit und Mischung in Baualter und Funktion – fanden dabei keine Beachtung. Die Funktionstrennung wurde nicht in Frage gestellt.<sup>87</sup>

Es ist kaum nötig zu erwähnen, dass sich allein durch größere Dichte in monofunktionalen Wohngebieten in keiner Weise etwas entwickelt hat, was dem Leitbild der „Urbanität“ nahe kommt.

Erst in der Folge, vor allem über die Erfahrungen aus den erwähnten Revitalisierungen von Altbaugebieten, konnten auch erste Projekte zur Nutzungsmischung in Neubaugebieten gestartet werden.



## 2.2. Funktionsmischung - Lösung für die Probleme der 'funktionalistischen' Stadt?

Die räumliche Funktionsmischung kann auf drei Ebenen stattfinden:

- großräumlich auf regionaler oder gesamtstädtischer Ebene: Das heißt dass ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Wohn- und Arbeitsstätten, Infrastruktureinrichtungen und Freiflächen in einer Region oder Stadt besteht. Die kleinräumliche Zuordnung dieser Gebiete ist dabei nicht berücksichtigt.
- kleinräumlich auf Stadtteilebene: Hier geht es um die sozialräumlichen Qualitäten des Bau- und Nutzungsgefüges: nahräumliche Orientierung, fußläufige Erreichbarkeit, dezentrale und kleinteilige Versorgungs-, Kultur-, Bildungs- und Freizeitangebote, um einen lebendigen Stadtteil entstehen zu lassen.<sup>88</sup>
- objektbezogene Funktionsmischung: Planung von multifunktionalen Gebäuden, die verschiedene und veränderliche Nutzungen in sich aufnehmen können.

Die Funktionsmischung kann jedenfalls nie flächendeckend sein, es gibt immer Funktionen, die sich einer städtebaulichen Mischung entziehen: Flughäfen, Raffinerien, Hafenanlagen, große Industriebetriebe etc.<sup>89</sup>

Bei der sozialen Dimension geht es um Mischung der sozialen Schichten der Wohnbevölkerung, Mischung verschieden ertragreicher Unternehmen und Versorgungsbetriebe. Hier dient als Strategie in erster Linie die Mischung von verschiedenem Baualter, die auch unterschiedliche Immobilienpreise bewirkt. Ältere Immobilien sind schon abgezahlt und daher meist günstiger zu haben.

Die zeitliche Dimension betont die Notwendigkeit der Anpassungs- und Veränderbarkeit der Baustrukturen. Optimal sind Möglichkeiten zur Mehrfach- und Wechselnutzung von Gebäuden. Das setzt



Kasernenareal in Tübingen 1990



und 2002  
aus: Feldtkeller 2001, Einband



In der Tübinger Südstadt entstand auf einem ehemaligen Kasernenareal ein Pilotprojekt für einen neuen, Nutzungsgemischten Stadtteil. Foto: Manfred Grohe, [www.irs.net.de](http://www.irs.net.de)



weniger funktional spezialisierte Gebäude voraus, mit höheren Geschossen und größeren Spannweiten, die freiere (Um-)Gestaltung der Flächen ermöglichen. Doch Investoren denken kaum so langfristig, dass sie diese Kosten auf sich nehmen, um in der Zukunft flexibel auf Entwicklungen reagieren zu können.<sup>90</sup>

Oft bedeutet Mischung im großen Maßstab Trennung im kleinen Maßstab, zum Beispiel wenn in monofunktional strukturierten Gebieten einzelne Gebäude mit anderen Funktionen angesiedelt werden sollen, um einen Ausgleich zu schaffen.<sup>91</sup> Eine Nutzungsmischung muss gegen die Logik des Bodenmarkts durchgesetzt werden, und wird im Allgemeinen wesentlich leichter in Form von nebeneinander gelegenen verschiedenen genutzten Objekten durchzuführen sein als auf ein und derselben Parzelle.<sup>92</sup>

### 2. 2. 1. Erwartungen und Probleme

Wie in Kapitel 1.5 beschrieben ist das Hauptproblem für die Umsetzung von nutzungsgemischten Stadtquartieren, dass starke wirtschaftliche und gesellschaftliche Kräfte dagegen wirken. Trotzdem wird dieses Ziel weiter verfolgt. In die Funktionsmischung werden hohe Erwartungen gesteckt. Insbesondere gibt es die Hoffnung auf

- Minderung des Verkehrszuwachses, gleichmäßige Auslastung des Verkehrsnetzes, Förderung von Fuß- und Fahrradverkehrs.  
  
Durch eine räumliche Vernetzung verschiedener Funktionen, so die Hoffnung, sinkt der Zwang zur Mobilität. Wer seine Besorgungen im eigenen Viertel erledigen kann, muss nicht mit dem Auto fahren. Eine Nutzungsmischung ist also für die „Stadt der kurzen Wege“ unabdingbar. Andererseits verlangt die heutige Gesellschaft erhöht Mobilität, daher werden auch BewohnerInnen eines solchen Stadtteils mobil sein und Verkehr generieren. Es wäre illusorisch zu glauben, dass die bloße Anwesenheit von Arbeitsplätzen dazu führen würde, dass diese auch von Personen aus der

näheren Umgebung eingenommen werden. Auch dass ein solcher Stadtteil an Eigenleben und „Urbanität“ gewinnt, ist durch eine Nutzungsmischung keineswegs garantiert. Die Möglichkeit zur diversifizierten und sich ändernden Nutzung stellt lediglich eine Vorbedingung für eine solche Entwicklung dar, kann sie aber nicht garantieren.<sup>93</sup>

- Reduzierung des Flächenverbrauchs  
  
Auch wenn noch immer das Einfamilienhaus der Traum vieler ist: Der Anteil an städtischer Bevölkerung, der gefallen an urbanen Vierteln findet, vor allem junge Berufstätige, Studenten, kinderlose Ehepaare, usw., sowie der Anteil der weniger mobilen Bevölkerungsgruppen, die daher auf eine nahräumliche Versorgung angewiesen sind wie Alleinerziehende, ältere Menschen usw. steigt an.<sup>94</sup>
- Soziale Absicherung des städtischen Wachstums durch parallele Entwicklung von Wohn- und Arbeitsstätten  
  
Der Prozess der Tertiärisierung der Wirtschaft hält an, beeinträchtigendes Gewerbe und Industrie gehen in den Städten in unseren Breiten eher zurück und werden durch „saubere“ Arbeitsstätten des Dienstleistungsbereichs ersetzt. Diese Betriebe sind auf Kunden ausgerichtet, könnten somit auch die Nähe von Wohngebieten schätzen. Die Bedeutung der stadträumlichen Qualitäten für das Betriebsumfeld steigt auch zunehmend, weil Unternehmen entdecken, welche Bedeutung das Lebensumfeld für die Regeneration ihrer Arbeitskräfte hat. Deshalb scheint dieser Zugang wieder realistisch zu sein.<sup>95</sup> Darüber hinaus wird in einigen Projekten auf die Zunahme von Kleinstbetrieben, Existenzgründern und Telearbeitskräften in unserer Gesellschaft gehofft, die ja von der Politik als Antwort auf die Arbeitslosigkeit in letzter Zeit oft propagiert und gefördert wird. Abgesehen von der fragwürdigen Aussicht, die dieses Szenario schafft



zukünftig, ist Arbeit bei einem gewöhnlichen Stadtspaziergang kaum noch sichtbar. In gemischten Quartieren rückt sie hingegen wieder in den Mittelpunkt und wird Teil des Alltags.

In der Südstadt ist von Beginn an versucht worden, Nutzungsmischung kleinteilig umzusetzen. Ziel dabei war, im Entwicklungsbereich eine große Anzahl verschiedenster gewerblicher Tätigkeiten zu etablieren, wobei der Begriff des Gewerbes bewusst unscharf und offen ist. In der Praxis der Südstadtentwicklung umfasst er alle Einrichtungen, in denen

Übersicht über die „gewerblichen“ Nutzungen im Entwicklungsgebiet. aus: Feldtkeller 2001, S. 58-59



(prekäre Arbeitsverhältnisse), scheinen die Erfolge nicht durchschlagend zu sein. Wo bisher versucht wurde, Kleingewerbe anzusiedeln, war das immer der am schwierigsten zu bewerkstelligende Teil des Projekts. (siehe Kapitel 2.3 - Neue Multifunktionalität)

- Stabilisierung von Stadtteilen durch Vermeidung und Ausgleich großer sozialräumlicher Ungleichgewichte

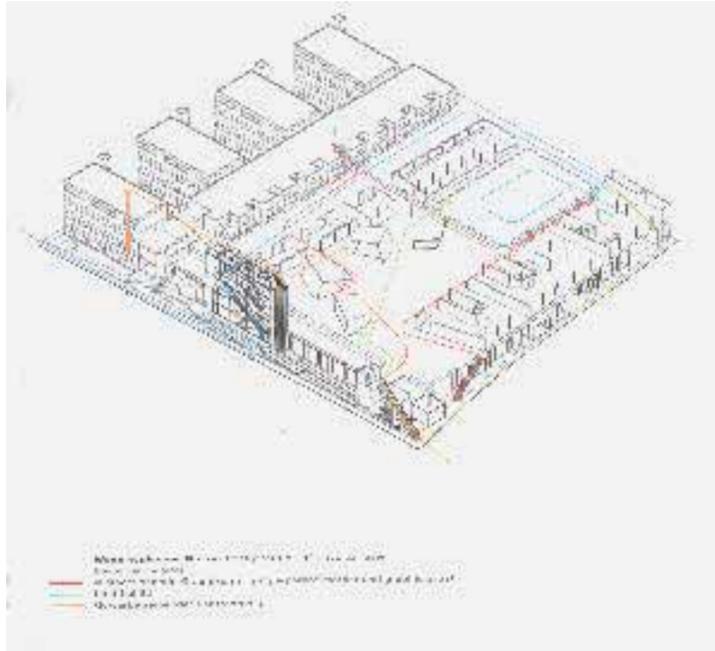
Feldtkeller beschreibt die Stadt als „Integrationsmaschine“, die Menschen verschiedener Herkunft und sozialer Schicht zusammenbringt und zu einem nützlichen Austausch führt – sofern die räumliche Nähe verschiedener Stadtfunktionen das ermöglicht.<sup>96</sup> Räumliche Nähe zum Arbeitsplatz erleichtert Teilzeitarbeit und informelle Beschäftigung und somit Integration von Arbeitslosen und Einwanderern. Untersuchungen zeigen, dass bei einem etwa gleich großen Ausländeranteil von 60% bei zwei sozial ähnlich strukturierten Gebieten in Frankfurt am Main in einem gemischten Innenstadtviertel der Anteil der Sozialhilfeempfänger unter den Ausländern um ein Drittel niedriger liegt als in einer monofunktionalen Stadtrandsiedlung der 60er Jahre.<sup>97</sup>
- Schaffung lebendiger, ‚urbaner‘ Stadtquartiere

Die kleinteilige Mischung von Wohnen und Arbeiten, Kultur und sozialen Einrichtungen bringt eine spezielle Lebensqualität in die Stadt. Auch für das Aufwachsen und Lernen der Kinder ist die Möglichkeit, verschiedene Prozesse hautnah zu beobachten positiv. War die fortschrittliche Pädagogik der Vergangenheit noch daran orientiert, die Kinder zu schützen und von der Straße zu holen, so ist heute eine Straße, wo die Kinder sich gefahrlos entfalten und in gemeinsamen Spielgruppen lernen können das Ziel. Ansiedlung von erdgeschossigen, straßenseitig angeordneten Betrieben ist auch daher ein Ziel der Bestrebungen für Nutzungsgemischte Viertel und findet ihren Niederschlag

zum Beispiel in „Tübinger Erklärung ‚Kinder brauchen Stadt‘“.<sup>98</sup>

Im Zuge der ökonomischen Krise könnte auch eine Umkehr der derzeitigen Tendenz zur Ausweitung der Wohn- und Bürofläche pro EinwohnerIn einsetzen. In Japan gibt es zum Beispiel einen neuen Trend, Funktionen wieder aus der Wohnung in Gemeinschaftseinrichtungen wie Hobbywerkstätten und Klubräume auszulagern.<sup>99</sup>

Insgesamt gibt es also eine Reihe von Faktoren, die nicht nur für eine Nutzungsmischung sprechen sondern diese auch begünstigen.



Axonometrie der „Compact City“.  
aus: architektur.aktuell 3.2002



Compact City.  
Foto: AnnA BlaU, www.seg-immoag.at

## 2.3. Neue Multifunktionalität

Seit das Schlagwort „Urbanität“ in den 60er Jahren aufkam, wurde in vielen Projekten versucht, Multifunktionalität auf stadträumlicher Ebene umzusetzen.

Die konkret umgesetzten Projekte zum Thema Funktionsmischung lassen sich in vier Typen einteilen: Neue Stadterweiterungen, Konversion von innerstädtischen (Industrie-)Brachflächen, nachträgliche Nutzungsanreicherung in monostrukturierten Gebieten und Erhaltung von bestehender Funktionsmischung in alten Stadtquartieren.<sup>100</sup>

In den 70er und 80er Jahren spielte das Thema der Nutzungsmischung vor allem im Bereich der Revitalisierung von historischen Stadtteilen in der Praxis eine bedeutende Rolle und wurde hier zum integralen Bestandteil der Sanierungskonzepte. Dieser Sanierung in erster Linie gründerzeitlicher Viertel wird mit diversen Stadterneuerungsprojekten seit den 70er Jahren zum Teil sehr erfolgreich auch in Wien betrieben, wo gegen das in diesen Bereichen auch anhaltende Problem der Leerstände bei erdgeschossigen Ladenlokalen angekämpft wird.<sup>101</sup>

Im Bereich der Stadterweiterungen und der Konversion von innerstädtischen Brachflächen setzt sich der Gedanke der Mischung durch, da die Gemeinden Fehler und Mängel der früheren Großwohnsiedlungen vermeiden möchten. So ist städtebauliche Funktionsmischung erklärtes Ziel zahlreicher Vorhaben, vor allem seit den 90er Jahren.<sup>102</sup>

### 2.3.1. Konversion von Stadtbrachen: Tübingen-Südstadt

Große internationale Beachtung fand dabei zum Beispiel das Projekt der Konversion eines ehemaligen Kasernenareals in Tübingen (ab 1991), wo die Stadt Tübingen und ihr Stadt-sanierungsamt unter der Leitung von Andreas Feldtkeller gemeinsam mit den Stuttgarter Architekten LEHEN 3 - ohne Einschaltung eines Bauträgers - „eine neue Stadt plante, die so lebendig ist wie eine alte“.<sup>103</sup> Das

Vorbild ist hier eindeutig die gründerzeitliche Stadt. Dieses Projekt wird etappenweise realisiert, bis jetzt wurde erst ein Teil umgesetzt. Im Rahmen dieses Projekts wurden eine Reihe innovativer Konzepte umgesetzt, die sich alle auf die von Jacobs eingeführten vier Grundlagen der vielfältigen Stadt beziehen. Es wurde eine gewisse Dichte mit vier- bis fünfgeschossigen Gebäuden erreicht, das Gebiet wurde kleinteilig parzelliert, die bestehenden Kasernengebäude wurden erhalten und dienen unter anderem als kostengünstige Standorte für kleine Unternehmen, während zusätzlich mit neuen Gebäuden verdichtet wurde. Die Nutzungs- und Bevölkerungsmischung wurde schlussendlich über die Initiative von so genannten Baugemeinschaften erreicht, das heißt es wurden Gruppen von Wohnungsinteressenten gebildet, die gemeinsam den Grund kauften, mit einem Architekten das Gebäude planten und die die vertragliche Auflage hatten, für das Erdgeschoß eine gewerbliche Nutzung zu finden.<sup>104</sup>

Darüber hinaus wurde ein neues Verkehrskonzept angewandt, der Stadtteil ist verkehrsberuhigt, an einem Ort, der der Wohnung durchschnittlich nicht näher liegt als die nächste Busstation, wurde eine unterirdische Stapelanlage für PKW errichtet, für die nur bezahlt, wer sie tatsächlich benutzt. Oberflächenparken ist nicht möglich, da der Straßenraum dadurch zu sehr beeinträchtigt würde.

Ein großes Problem war auch hier das Finden von Kleingewerbe, welches bereit war hier einzuziehen. Daraus resultiert eine sehr hohe Dichte an Architekturbüros und kleinen Unternehmen, die spezielle Marktsegmente besetzen, Selbständigen und Freiberuflern, IT-Branche. „Mehrere Architekturbüros haben hier ein interessantes Ambiente gefunden oder selbst gebaut ... junge Unternehmen mit weniger als zehn Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, ... der Anteil der Existenzgründer ist hoch“.<sup>105</sup> Kurz: Es sind eher die Nischen der Wirtschaft, in prekären Verhältnissen lebende Unternehmen, die sich hier ansiedeln.<sup>106</sup> Es stellt sich die Frage, ob eine derartig starke Orientierung an dem Vorbild der auf Klein- und Kleinstbetriebe

ausgerichteten gründerzeitlichen Stadt für die heutige Wirtschaftsstruktur, in der selbst die existierende gründerzeitliche Stadt nicht schafft, die Ladenlokale zu füllen, Sinn macht.

### 2.3.2. Stadterweiterungen: „Compact City“

Funktionsmischung wurde auch in den Stadtumbau- und Stadterweiterungsprojekten in Wien in den letzten Jahren verstärkt zum Thema. Der Wiener Stadtentwicklungsplan 2005 erklärt: „Urbane Strukturen verlangen stadtstrukturell und wirtschaftlich sinnvolle Mischnutzungen“.<sup>107</sup>

Zu nennen ist dabei zum Beispiel das Projekt „Compact City“ von BUS Architektur in Wien-Floridsdorf, das 2001 fertig gestellt wurde. Hier sollte vor allem für die neuen Berufe, die auf Tele- und Heimarbeit basieren, ein städtisches Umfeld geschaffen werden, das Funktionsvielfalt und eine enge Verflechtung von Wohnen, Arbeiten und Freizeit bringt. Das Projekt liegt in einem eher untererschlossenen Stadterweiterungsgebiet, geschaffen wurde eine enge Vernetzung von verschiedenen Räumen mit kurzwegigen Verbindungen und einem öffentlichen Raum dazwischen. In der Größe eines durchschnittlichen Baublocks wurde ein Supermarkt als Sockelgeschoß errichtet, darauf liegt der zentrale öffentliche Raum mit seinen kleineren Ladengeschäften und Zugängen zu Büro- und Wohngebäuden.<sup>108</sup>

Insgesamt beherbergt das Projekt 59 Wohneinheiten, 22 Büros und 20 Werkstätten, Ateliers, Geschäfte und Lagerräume.<sup>109</sup> Ob es für die kleinteilige Wirtschaftsstruktur von Existenzgründern und Selbständigen, die auch hier als Zukunft dargestellt wird, tatsächlich so eine gute Basis gibt, sei dahingestellt – ein Grossteil der kleinen Büros wird derzeit gesammelt vom benachbarten Schienenfahrzeughersteller Bombardier gemietet.

In vielen der in Moment im Bau oder Planung befindlichen Stadtentwicklungsgebiete wird besonderer Augenmerk auf die Mischung von Funktionen gelegt. Zum Beispiel auch bei der Konversion der Geländes der

ehemaligen KDAG-Werke in Wien Meidling. Auch hier wird die Verflechtung von Wohnen, Arbeiten und Freizeit betont.<sup>110</sup>

Ein weiteres Neubauprojekt zum Thema „Wohnen und Arbeiten“ in der Steinergerasse in Wien-Atzgersdorf ist in unmittelbarer Nähe zum Projektgebiet dieser Arbeit in Planung.<sup>111</sup>

Für die Verbesserung existierender monostrukturierter Gebiete gibt es wesentlich weniger Beispiele. Während die Anreicherung von reinen Bürostandorten oder gar Gewerbeparks mit anderen Nutzungen bisher nie ein Thema war, gibt es für die Großsiedlungen der 60er und 70er Jahre schon seit damals Ansätze zur Nutzungsmischung, die aber in den wenigsten Projekten der „Nachbesserung“ in die Tat umgesetzt wurden.<sup>112</sup> Doch mit diesem Thema werden wir uns im Kapitel 4.5 näher beschäftigen.





Wohnbau der 60er

## 3. Wohnbau der 60er und 70er Jahre in Wien

Der Wiener Wohnungsbau der Nachkriegszeit war, wie schon in den 20er Jahren, von der Gemeinde geprägt, wenn auch gemeinnützige Wohnbauvereinigungen und in späterer Folge private Unternehmen mehr und mehr an Gewicht gewannen. Diese Tendenz verstärkte sich ab den 70er Jahren, als der „Wiederaufbau“ im engeren Sinn abgeschlossen war und fand seinen endgültigen Durchbruch mit der Einstellung der eigenen Wohnbautätigkeit der Gemeinde Ende der 80er/Anfang der 90er Jahre. In der Periode, die uns hier interessiert, war jedenfalls der Gemeindebau noch die bei weitem prägende Bauform bei Wohnanlagen im Allgemeinen und Großwohnanlagen im Besonderen. <sup>113</sup>

### 3.1. Plattenbauten

Noch relativ unberührt von der bereits aufflammenden Diskussion über die fehlende Urbanität in den Wohnsiedlungen entwickelte sich der Wohnbau der 60er Jahre in Wien. Die grundlegende Tendenz der höheren Dichte wurde dabei aber mitverfolgt.

In der ersten Hälfte der 60er Jahre wurde eingeschätzt, dass eine weitere Steigerung der Wohnbautätigkeit der Gemeinde, die wegen des anhaltenden Wohnungsbedarfs aufgrund steigenden Lebensstandards dringend nötig war, nur über stärkere Rationalisierung der Bauweise zu erreichen war. In Kooperation mit der französischen Camus-Dietsch GmbH gründete die Gemeinde Wien eine Fertigteil-Produktionsgesellschaft mit dem Namen Montagebau Wien GmbH, die das in Frankreich entwickelte Camus-Fertigteilssystem anwendete. Man erhoffte sich Kostenersparnisse und kürzere Produktionszeiten.

So kam es in erster Linie aus ökonomischen Gründen zu einer Wendung weg vom Ideal der Gartenstadt-orientierten „Aufgelockerten und gegliederten Stadt“ hin zu den Ideen von Le Corbusier und hohen Geschoßwohnbauten in einer fließenden Parklandschaft. <sup>114</sup>

Für das erste Bauvorhaben, die Wohnhausanlage in Wien 22., Erzherzog-Karl-Straße/Rugierstraße wurden die Architekten Oskar und Peter Payer beauftragt, ein Grundrissystem zu entwickeln, das gegenüber den Vorgängern eine großzügigere Lösung erlaubte und das von der gemeindeeigenen Firma daraufhin in vielen weiteren Fällen angewandt wurde. <sup>115</sup>



Plakat für den ersten Wiener Plattenbau.  
aus: Marchart 1984, S.131





Atzgersdorf-West: Typische Zeilenbebauung aus den 60er Jahren



Atzgersdorf-West: Typische Hof- und Hakenbebauung aus den 70er Jahren



Dabei wurde die Tradition der Zeilenbebauung aus dem Stadtentwicklungsplan von Roland Rainer weitergeführt, was auch den produktionstechnischen Vorgaben entgegenkam. Die Bauhöhen wuchsen auf vier bis neun Geschosse, das Flachdach setzte sich durch.<sup>116</sup>

Nach einem festgesetzten Schlüssel wurden Einrichtungen wie Kindertagesheime, Schulen und Einkaufszentren errichtet, dabei wurde keine Rücksicht auf Einbindung und Ergänzung vor Ort schon vorhandener Infrastruktur genommen.<sup>117</sup>

### 3.2. „Urbanität durch Dichte“

Anfang der 70er Jahre gewannen die Ideen der Urbanität auch für die Praxis des Wiener Wohnbaus an Bedeutung. Man ging davon aus, dass durch eine ausreichende BewohnerInnenzahl großstädtisches Lebensgefühl, also Urbanität, überall entstehen würde.<sup>118</sup> Für die neuen Wohnsiedlungen am Stadtrand blieb dabei der Aspekt der Nutzungsmischung im Hintergrund, obwohl sich die Ausstattung mit Wohnfolgeeinrichtungen und Einrichtungen des täglichen Bedarfs verbesserte.<sup>119</sup>

Die Idee, Urbanität durch Dichte zu erzeugen, war in den 70er Jahren dominant, und mischte sich in Wien mit einer Rückbesinnung auf die Bautradition der Höfe. Die großen Bauvorhaben der Gemeinde Wien in den 70er Jahren, zum Beispiel die Wohnhausanlagen Rennbahnweg und Am Schöpfwerk, sind daher aus einer Abfolge von Höfen aufgebaut und bieten eine wesentlich höhere Dichte als die Zeilenbauten der 60er Jahre.<sup>121</sup> Die neue Mode zur höheren Dichte lag durchaus auch im Interesse der Bauwirtschaft und der Wohnungsbaugenossenschaften, da ihnen dadurch eine höhere Ausnutzung der Grundstücke möglich wurde.<sup>122</sup>

Bereits in den 60er Jahren war von den EntscheidungsträgerInnen die monotone Ästhetik der fließbandgefertigten Bauteile als Problem gesehen, der man durch fortgeschrittene Produktionstechniken zu entkommen versuchte. Jetzt ermöglichten verbesserten Fertigertechnologien differenziertere, gestaffelte Bauten, zum Beispiel Hakenformen statt Zeilenformen.<sup>123</sup>

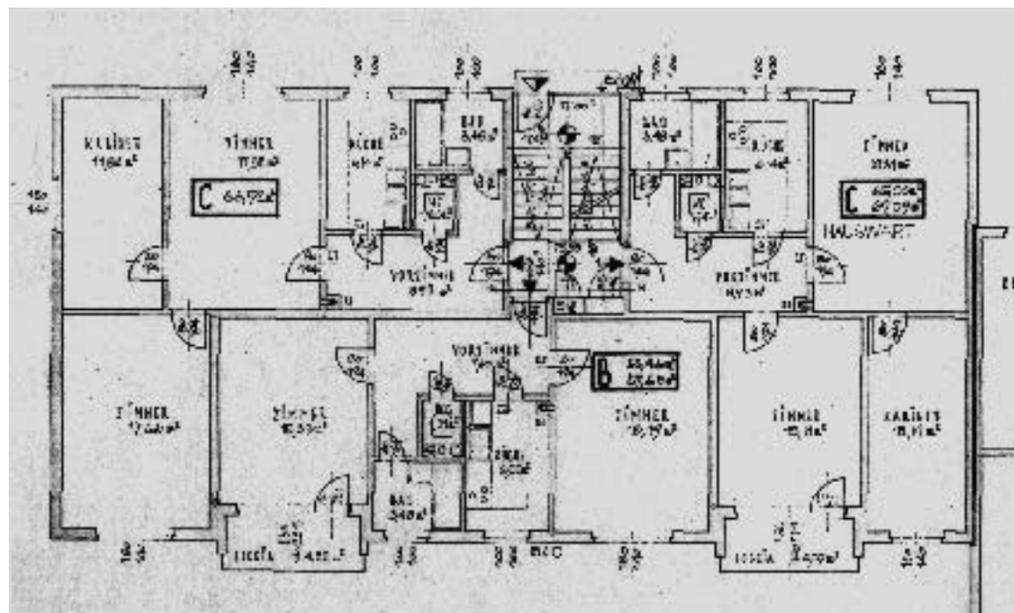


### 3.3. Grundrissqualität

WOHNHAUSANLAGE WIEN, 22., ERZHERZOG KARL-STRASSE-SIEBENBÜRGER STRASSE  
MONTAGEBAU — TYPENGRUNDRISSSE ARCHITECTEN: OSKAR UND PETER PAYER



Die Payerschen Standardgrundrisse, übernommen aus Mayer 2006, S. 82



Von Porr in der Dirmhirngasse in Atzgersdorf angewandter Grundrisse. Quelle: Bestandspläne

Die Bauten der unmittelbaren Nachkriegszeit hatten noch auf dem 20er-Jahre-Gemeindebau-Typus aufgebaut, der vorwiegend aus 4-Spännern mit einseitiger Ausrichtung, Zimmer-Küche Wohnungen bestand. In der Folge wurden die Wohnungen größer, 3-Spänner erlaubten zumindest bei 2 von 3 Wohnungen eine Ausrichtung auf zwei Himmelsrichtungen. Im Allgemeinen wurden standardisierte Grundrisse nur mit geringfügigen Änderungen der jeweiligen Architekten umgesetzt.<sup>124</sup>

Die von Oskar und Peter Payer ausgearbeiteten Grundrisse brachten 1961 erstmals zusätzlich zu den Dreispännern auch größere Zweispännerwohnungen, die ein durchgestecktes Wohnzimmer ermöglichten, das Fenster auf beiden Seiten des Gebäudes hat.

Mit den größer werdenden Wohnungen wurde die funktionalistische Wohnungsaufteilung immer prägender – „Wohnkulturell einwandfrei ist eine Wohnung, wenn die für alle Wohnvorgänge notwendigen Räume in einer entsprechenden Abmessung und Anordnung vorhanden sind und wenn in ihnen alle zum Bewohnen notwendigen Möbel und Einrichtungen gut untergebracht werden können“.<sup>125</sup> Die hierbei berücksichtigten „Wohnvorgänge“ orientierten sich selbstverständlich an der idealtypischen Kleinfamilie, und die Grundrisse sind oft so stark darauf zugeschnitten, dass eine Umnutzung nach heutigen, sich schnell veränderten Formen des Zusammenlebens nicht immer problemlos möglich ist.

Die Wohnungen waren sehr beliebt, weil sie im Gegensatz vielen Gründerzeitwohnungen nicht nur dem heutigen Standard entsprechende Sanitäre Einrichtungen hatten, sondern auch mit Zentralheizung, Balkonen und anderen Annehmlichkeiten ausgerüstet waren.

Andere Firmen wie Universale, Mischek, Rella etc. verlegten sich in der Folge auch auf Betonfertigteilsysteme,<sup>126</sup> und setzten die Payerschen Grundrisse fast 1:1 um.

Erst mit den 70er Jahren wurde der Trend der Standardisierung wieder umgekehrt und eine

größere Vielfalt an Wohnungsgrundrissen angeboten. Die Plattenbauweise war so weit entwickelt worden, dass beliebige Grundrisse realisiert werden konnten, vorausgesetzt, der Auftrag war ausreichend groß. So wurden von den ArchitektInnen speziellere Grundrisse entwickelt, bis hin zu komplizierten Split-Level-Lösungen z.B. in der Siedlung Rennbahnweg (1973-77).<sup>127</sup> Diese Bautechniken erlaubten auch, vielfältige Grundrisstypen zu entwickeln, die auf die sich ändernden und ausdifferenzierenden Wohnbedürfnisse reagierten. Die Kleinfamilienidylle wurde von der Realität der in verschiedenen Haushaltsverbänden lebenden heutigen Gesellschaft eingeholt.<sup>128</sup>

### 3. 4. Ende der Großwohnanlagen?

Der Wohnbau in Betonfertigteil-Bauweise erreichte in Wien 1974 seinen Höhepunkt. Insgesamt stellte sich jedoch heraus, dass durch die erhöhten Bedürfnisse an Wärmedämmung und die erwünschten vielfältigen Grundrisse bei weitem nicht die Einsparungen möglich waren, die man sich von der industrialisierten Bauweise erhofft hatte. In Reaktion auf den Energieschock der 70er Jahre wurde der Anspruch an die Wärmedämmqualität der Bauten massiv gehoben. Auch zeigten sich die ersten Bauschäden, die von zu geringer Wärmedämmung in den Bauten der 60er Jahre ausgelöst wurden. Das führte dazu, dass sich die nachträglich von außen aufgebraute Wärmedämmung gegenüber den vorher üblichen Sandwich-Fertigteilen durchsetzte. Der schon vorher überraschend geringe Vorfertigungsgrad bei den Plattenbauten senkte sich dadurch auf 25%. Die gemeindeeigene Montagebau Wien GesmbH stellte ihre Tätigkeit 1983/84 ein. Auch die meisten anderen Hersteller folgten diesem Beispiel. Erst seit Mitte der 90er Jahre werden wieder verstärkt Betonfertigteile im Wiener Wohnbau verwendet.<sup>129</sup>

Zu keiner Zeit wurde in Wien, auch von der Gemeinde, ausschließlich in Fertigteiltechnik gebaut, auch Gemeindebauten aller Epochen existieren in konventionellen Bauweisen. Auch wenn „Plattenbau“ im Deutschen zum Synonym für die Großwohnanlagen dieser Periode wurde, ist nicht die Bautechnik das ausschlaggebende Element für diese Kategorisierung. Der Deutsche Verband für Wohnungswesen, Städtebau und Raumplanung definiert Großwohnanlagen als „räumlich deutlich abgegrenzte, in Planung und Durchführung zeitlich geschlossen oder zumindest abschnittsweise kontinuierlich errichtete, überdurchschnittlich große Wohnanlagen, die in der Regel gewisse einheitliche Züge in ihrer Gestaltung und/oder ihrer Bevölkerungsstruktur haben, aber nicht haben müssen“.<sup>130</sup>

Der Zeitgeist begann sich nach den 60er Jahren mehr und mehr gegen die Uniformität, gegen das Establishment, gegen Autoritäten und

Reglements zu richten. Auch die Architektur, die auf Normierung und Einheitsnorm basiert, musste an dieser neu entstehenden individualistischen und pluralistischen Gesellschaft scheitern. Individualismus, Kreativität, Entfaltung und Widerstand gegen die vorgegebenen politischen und gesellschaftlichen Machtstrukturen bedeutete für die neue Generation von KünstlerInnen und ArchitektInnen auch einen Abschied von den Visionen des Großsiedlungsbaus.<sup>131</sup>

So kam es, auch vor dem Hintergrund einer seit ca. 15 Jahren stagnierenden Bevölkerung und über die Bautätigkeit der vergangenen Jahre reduzierten Wohnungsknappheit, ab der zweiten Hälfte der 80er Jahre zu einer Abkehr von den Großprojekten, hin zu kleinteiligeren, spezielleren Lösungen, sowie einem Schwerpunkt auf der Erneuerung von heruntergekommenen gründerzeitlichen Wohngebieten.<sup>132</sup> Parallel dazu stieg die Stadt mit Ende der 80er/Anfang der 90er Jahre aus der Eigenproduktion von Wohnungen aus und überließ den Wohnbau einer Art reguliertem Markt.

Erst ab der Ostöffnung in der Folge in den 90er Jahren stieg der Wohnraumbedarf und die Wohnraumproduktion wieder an, und neue Stadterweiterungen wurden und werden geplant. Dabei wird zur Zeit stark Wert auf Individualisierung gelegt, es entstanden und entstehen z.B. Themensiedlungen, die sich auf spezielle Klientel richten.<sup>133</sup> Ziel ist es oft, Monofunktionalität zu vermeiden und Stadtteile mit Funktionsmischung zu errichten. Im Stadtentwicklungsplan 2005 ist dieses Ziel explizit verankert.<sup>134</sup> In der Praxis unterliegt diese Idee des Errichten einer „Komplettstadt“ aber oft Problemen die mit dem Druck der Vermarktung entstehen. Experimente mit der Mischung von Wohn- oder Büro- und Geschäftsbauten sind in Wien daher eher selten.





Schwächen, Potenti



## 4. Schwächen, Potentiale und Strategien zur Verbesserung

Gemeinsam ist den Großwohnsiedlungen der Nachkriegszeit die ahistorische Konzeption, die Anpassungen an veränderte Rahmenbedingungen erschwert. Diese Wohngebiete sind meist nicht nur als räumlich begrenzte, das heißt gegen die Vergangenheit in Form der gebauten, existierenden Umwelt deutlich abgegrenzte, sondern auch als zeitlich abgeschlossene Siedlungsgebiete entworfen worden, für ein endgültiges Bild einer zeitlosen Zukunft, sozusagen für einen endgültigen Zustand der Fertigkeit und Ganzheit, ohne konzeptionelle Offenheit für geschichtlichen Wandel. Diese Auffassung erweist sich heute als falsch und verhängnisvoll, denn ihre beabsichtigte und vermeintliche Fertigkeit birgt gleichzeitig eine Fülle von Konflikten. Erfolgreiche Siedlungen sind weiterhin aktive Entwicklungsgebiete und haben deshalb vitale Anpassungsprobleme. Die weniger erfolgreichen Gebiete bedürfen der Stadterneuerung.<sup>135</sup>

Im Gegensatz zu anderen Stadtvierteln, wo Veränderung und Anpassung als selbstverständlicher Prozess funktioniert, ist hier jeder Eingriff automatisch ein Bruch mit dem ursprünglichen Konzept. Dieser Zustand kann nur über eine schrittweise Einpassung in die Umgebung im Rahmen von örtlich angepassten Entwicklungsprogrammen überwunden werden.

Dafür gibt es kein Patentrezept, sondern es müssen individuell angepasste Strategien entwickelt werden. Für diese gibt es schon eine Reihe von Beispielen.

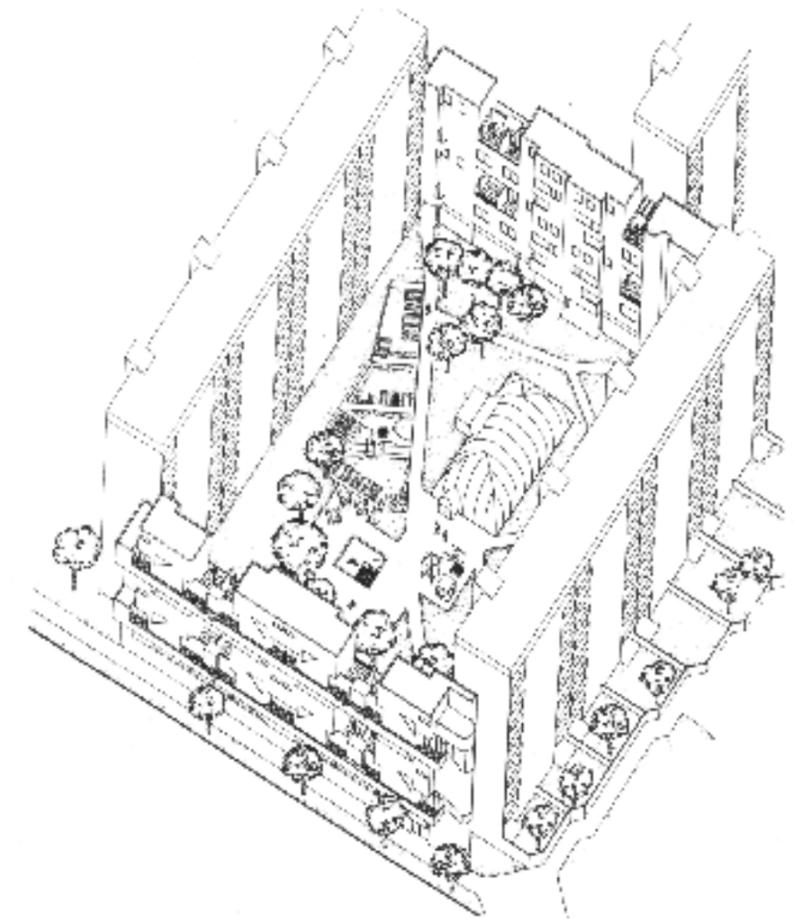
### 4.1. Geschichte der Nachbesserung

Wie erwähnt setzte bereits in den sechziger Jahren die Kritik an der damals herrschenden Planungspraxis ein, bald darauf wurden die ersten Initiativen zur so genannten „Nachbesserung“ gesetzt. Beispielsweise arbeitete Günther Feuerstein 1973/74 in Zusammenarbeit mit lokalen Vereinen ein Konzept zur „Vitalisierung“ der eben neu errichteten Großfeldsiedlung in Wien aus, das die Gestaltung des Freiraums mit einer Reihe von Maßnahmen, vom gedeckten Abenteuerspielplatz zum Versammlungsplatz und zur Hausbemalung vorschlug.<sup>136</sup>

Ende der 70er/Anfang der 80er Jahre beschäftigte sich der Wiener Architekt Reinhard Gieselmann mit der Thematik der Ergänzung von monotonen Wohnanlagen. Für drei Beispiele in Wien arbeitete er in einer Studie Beispiele für Ergänzungs- und Nachverdichtungsbauten aus. Er schlug vor, jeweils zwei Wohnzeilen mit Kopfbauten zu typischen Wiener Hofformen zu schließen. Auf diese Weise sollte auch die bestehende Infrastruktur verbessert werden und die Nutzungstrennung abgeschwächt werden, indem in diesen Kopfbauten andere Nutzungen Platz finden sollten.<sup>137</sup>

Im Jahr 1986 hat die Stadt Wien den Architektenwettbewerb „Verbesserung von Großwohnsiedlungen der sechziger Jahre“ durchgeführt. Dabei ging es um drei Plattenbausiedlungen im 21. und 22. Bezirk. Als das beste Projekt wurde von der Jury die Arbeit des Architektenteams Lautner, Scheifinger und Szedenik gewürdigt.<sup>138</sup>

Ab 1983 führte das deutsche Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau ein Modellvorhaben über „Städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre“ durch, innerhalb dessen 17 Siedlungen in Westdeutschland verbessert und 1990 evaluiert



Der Entwurf von Gieselmann.  
aus: Bramhas 1986, S. 100

wurden.<sup>139</sup> Ein derartig systematisches Programm hat es in Österreich bisher dazu nicht gegeben.

1991 führten Karl Czasny und Heidrun Feigelfeld im Auftrag des Bundesministeriums für wirtschaftliche Angelegenheiten eine Untersuchung über die Großwohnanlagen und durchgeführte und geplante Nachbesserungen in Österreich durch. Sie machten eine möglichst vollständige Aufstellung aller Großwohnanlagen in Österreich, analysierten die verschiedenen Bauperioden und Verwaltungsstrukturen, den Ausstattungsstandard und Bewohnerstruktur und sammelten Fakten über bisherige und geplante Nachbesserungsarbeiten. Außerdem fanden sie in umfangreichen Befragungen Rückschlüsse über die Bewohnerbedürfnisse und verglichen diese mit der Sichtweise der Verwaltungen.<sup>140</sup>

In dieser Arbeit soll keine komplette Zusammenfassung aller Problembereiche und Lösungsansätze, die das umfassende Thema Großwohnsiedlungen der 60er und 70er Jahre betreffen, gegeben werden. Die Schwerpunktsetzung liegt auf den Aspekten, die für die Frage der Nutzungsmischung sowie die Entwicklung eines Entwurfs dazu relevant sind. Die Großsiedlungen werden in der gegenwärtigen Diskussion vorwiegend als bautechnisches und soziales Problem betrachtet. Die Chancen dagegen, die sie bieten, werden noch nicht gesehen: Die Neuen Städte unterliegen zur Zeit ziemlich einseitig und pauschal der Kritik, die jede Generation an den Werken der vorhergehenden übt. Wahrscheinlich wird erst die nächste Generation wieder die Werte und Qualitäten erkennen können, die das Erbe der Neuen Städte beinhaltet.<sup>141</sup>

Zum Teil geht die Pauschalisierung so weit, dass Geschoßwohnbauten an sich in Frage gestellt werden. Dies trifft vor allem auf Länder zu, in denen sie nicht so verbreitet sind. Turkington, Wassenberg und van Kempen erfassen die aus ihrer Sicht problematischen Wohnbauten in Europa anhand der Bauhöhe: Über fünf Geschoße. Dies ist nur vor dem Hintergrund verständlich, dass zum Beispiel in den Niederlanden offensichtlich fast nur im sozialen Wohnbau der 60er und 70er Jahren überhaupt so hohe Wohngebäude errichtet wurden.<sup>142</sup>

Für die nach den Prinzipien der gegliederten und aufgelockerten Stadt der 50er Jahre errichteten Siedlungen sehen Irion und Sieverts die Chancen in der Offenheit der städtebaulichen Struktur und der vergleichsweise geringen Dichte. So gibt es die Möglichkeit zur baulichen Ergänzung sowie weniger Probleme beim Austausch veralteter Elemente, also verhältnismäßig gute Möglichkeiten zur Anpassung an gewandelte Anforderungen. Der große Anteil landschaftlicher, offener Freifläche erlaubt im Prinzip sowohl die Anlage von Privatgärten in verschiedener, den Wohnungen enger und weiter zugeordneter Form als auch die ‚Renaturierung‘ der Vegetation und des Wasserhaushalts. Die zweite Generation der stärker verdichteten Siedlungen ab Mitte der 60er bis etwa Mitte der 70er Jahre, die bereits zu großen Teilen mit Betonfertigteilen errichtet wurden, bietet eine stärker kontrastierende Nähe von Stadt und Landschaft. Man kann diesen Vorteil der baulichen Verdichtung durch Nutzungsmischung und Nutzungsanreicherung zu nutzen. Vor allem bieten die bestehenden Infrastruktur- und Freizeiteinrichtungen ein nicht zu unterschätzendes Potential.<sup>143</sup>

Vor diesem Hintergrund werden die baulichen sowie die wohnungswirtschaftlichen und sozialen Aspekte von bisherigen Analysen und Projekte hier nur kurz angesprochen, die städtebaulichen Aspekte etwas genauer behandelt und dann einige konkrete Beispiele zur Überwindung der Monofunktionalität in Großsiedlungen vorgestellt.

## 4.2. Bauliche Schwächen, Potentiale und Strategien

Viele der Großwohnanlagen der 60er und 70er Jahre haben bauliche Schwächen. Diese lassen sich in Schwächen der Bausubstanz und funktionale Schwächen teilen.

Auf der Seite der Bausubstanz steht an erster Stelle die mangelnde thermische Isolierung, die zu Schimmelbildung und erhöhten Heizkosten führen kann. Darüber hinaus gab es fallweise Betonschäden, Probleme mit den Bauteilfugen sowie andere materialbedingte Schäden.

Dafür gibt es im wesentlichen zwei Lösungswege: die zusätzliche Wärmedämmung mit Putzauftrag (Verbundsystem) und die vorgehängte Fassade (Wärmedämmung und vorgehängte Schale).<sup>144</sup>

Die Stadt Wien fördert mit der „Thewosan“ genannten Thermischen Wohnhaussanierung solche Sanierungsvorhaben. Ein Großteil der Wohnbauten der Gemeinde Wien wurde bereits – meist im billigeren Verbundsystem - saniert.<sup>145</sup>

Der Standard der Schallisolierung ist oft problematisch<sup>146</sup> – eine Tatsache, die sicher auch zu den vermehrten Lärmbelastungsproblemen in den Nachbarschaftsbeziehungen beiträgt.<sup>147</sup> Auch die Haustechnik und Installationen war oft Gegenstand von Verbesserungsarbeiten, wobei hier der Einbau von Aufzügen an erster Stelle steht.<sup>148</sup>

Darüber hinaus gibt es auch oft funktionale Schwächen. Die Wohnsiedlungen aller beschriebenen Epochen haben gemeinsam, dass sie als ideale Lösungen gebaut wurden, Notwendigkeiten zur nachträglichen Adaptierung wurden aus diesem Bewusstsein heraus nicht vorgesehen. Das erschwert vor allem bei den in Stahlbeton-Scheibenbauweise ausgeführten Bauten, die die Mehrzahl der ab Anfang der 60er Jahre ausgeführten Bauten ausmachen, Anpassungen an veränderte Bedürfnisse erheblich. Die Grundrisse sind in der Mehrzahl auf Kleinfamilienstrukturen ausgerichtet, die deutlich im Abnehmen begriffen sind, die Veränderung der Wohnungen ist jedoch schwierig zu bewerkstelligen.

Unübersichtliche und zu klein dimensionierte Eingangsbereiche, Gänge und Stiegenhäuser, aber auch die Organisation von Müll-, Abstell- und Fahrradräumen sind oft problematisch. Lösungsstrategie dafür ist oft der Einbau oder Anbau von neuen Haupteingangsbereichen mit integrierten Gemeinschaftsräumen.<sup>149</sup>

Doch es lassen sich auch bauliche Vorteile festmachen. Zur damaligen Zeit war die Spänner-Typologie besonders verbreitet, wo an einem Stiegenhaus pro Stockwerk meist nur drei Wohnungen erschlossen werden. Sie bietet im Gegensatz zu heute verbreiteten Laubengang-Typologien die Möglichkeit, auf beiden Seiten des Gebäudes vollwertige Fenster anzubieten und in den Gebäuden, die nach den Typengrundrissen von Oskar und Peter Payer geplant wurden, wurde das in geräumigen durchgesteckten Wohnzimmern umgesetzt. Durch die begrenzte Zahl an Nachbarn pro Stiegenhaus ist die Hausgemeinschaft auch überschaubarer.

Erweiterungsmöglichkeiten bieten sich in erster Linie über Anbauten von Balkonen und Veranden an den Südseiten der nach Himmelsrichtungen ausgerichteten Zeilen, sowie über die Integration der bestehenden Loggien in den Wohnungsverband. Diese Möglichkeiten wurden in Wien noch kaum genutzt.<sup>150</sup>



Die Payerschen Standardgrundrisse.  
aus: Mayer 2006, S. 82



### 4. 3. Wohnungswirtschaftliche und soziale Schwächen, Potentiale und Strategien

Die soziale Problematik von Großsiedlungen wird in der Stadtforschung vor allem unter dem Aspekt der Konzentration von Armut oder Immigration und den daraus folgenden Fragen der Segregation von unterprivilegierten Gruppen behandelt.<sup>151</sup> Diese Art von Enklaven von Randgruppen entwickelten sich, weil Großwohnsiedlungen als sozialer Wohnbau oft speziell zur Deckung des Wohnbedarfs der Schichten errichtet wurden und betrieben werden, die sich am freien Markt nicht versorgen können. Anders stellt sich zum Beispiel die Situation in den Ländern des ehemaligen Ostblocks dar, wo ein Wohnen im „Plattenbau“ für alle Gesellschaftsschichten selbstverständlich ist und daher kaum soziale Segregation zu beobachten ist.<sup>152</sup>

Den Großsiedlungen eilt oft ein schlechter Ruf voraus – nicht zuletzt wegen der bewussten Ansiedlung von Randgruppen, aber auch wegen der monotonen Ästhetik, sowie den baulichen und städtebaulichen Problemen. Dieses Bild wird oft von einer pauschal ablehnenden Medienberichterstattung verstärkt oder gebildet.<sup>153</sup> Insgesamt steht jedoch den medial aufrechterhaltenen Negativ-Klischees ein generell positives Bild von der eigenen Lebensumgebung bei den GroßsiedlungsbewohnerInnen gegenüber.

In Wien können im Vergleich zu anderen westlichen Städten aufgrund der speziellen Wohnbau- und Vergabepolitik der Gemeinde weniger ausgeprägte Konzentrationen von Armut, und schon gar nicht von ImmigrantInnen festgestellt werden. Rein die Quantität des öffentlichen Wohnbaus – ein Viertel des Wiener Wohnungsmarkts sind Gemeindewohnungen – verhindert eine sozial allzu einseitige Belegung.<sup>154</sup>

Trotzdem steht an der Spitze der Wünsche der Großsiedlungsbewohner und –bewohnerinnen in Österreich die Entlastung vom Kostendruck. Die nach 1970 errichteten Siedlungen, in denen

die Mieten wegen größeren Wohnungsgrößen, aufwändigerer Bautechnik und besserer Ausstattung höher sind, sind überproportional von diesem Problem betroffen.<sup>155</sup>

Auch Sanierungen können zu substantiellen Wohnkostenerhöhungen führen, wenn sie auf die Mieten umgelegt werden.<sup>156</sup> Dagegen sind ältere, einfacher gehaltene und bereits abgezahlte Wohnbestände zu vergleichsweise günstigen Preisen zu haben und bieten ein Potential für preiswerten Wohnraum, das nicht vernachlässigt werden sollte. Dies wird durch die Tatsache verstärkt, dass bis Ende der 60er Jahre durchwegs kleinere Wohnungen als später errichtet wurden, die schon allein deshalb günstiger zu mieten sind.<sup>157</sup>

In Ostdeutschland entstand durch den verstärkten Wegzug und die Schrumpfung der Städte ein großer Wohnungsleerstand. Im Rahmen des Programms „Stadtumbau Ost“ wurden, um die Entwicklung von Geisterstädten zu vermeiden, die offensichtlich als am wenigsten wertvoll betrachteten Wohnungen, nämlich die in den Plattenbausiedlungen, abgebrochen. Das ist jedoch international gesehen untypisch. In Wiener Großsiedlungen gibt es aufgrund der allgemeinen Situation am Wohnungsmarkt kaum Leerstand – zwischen 0,06% und 1,54%.<sup>158</sup>

Sozialstrukturell sind die Wiener Großsiedlungen sehr unterschiedlich, so gibt es neben einer Reihe von Siedlungen mit einer durchschnittlichen Arbeitslosenzahl einzelne Siedlungen mit stark erhöhter Arbeitslosigkeit, die teilweise an öffentlichen Plätzen sichtbar wird.<sup>159</sup> Die Wohnzufriedenheit ist in Siedlungen, die nur unterprivilegierten Schichten zugänglich sind, deutlich niedriger als in anderen Großsiedlungen.

Schlüsse von sozial eher schlechter gestellter Wohnbevölkerung auf hohe Kriminalitätsraten stellen sich jedoch als falsch heraus. Eine Auswertung der lokalen Kriminalstatistik bringt überraschenderweise zu Tage, dass Wiener Großsiedlungen eine stark unterdurchschnittliche Kriminalitätsrate in allen Bereichen haben. Die Kriminalität ist im Stadtzentrum und den Innenbezirken, aber auch im Schnitt der Außenbezirke deutlich höher. Selbst Delikte wie Sachbeschädigung oder Vandalismus treten

deutlich seltener auf, während Drogendelikte allgemein eher im Stadtzentrum oder an zentralen Treffpunkten begangen werden. Die Stadtteile werden im Pozeijargon als Täter-, nicht als Tatortgebiete bezeichnet, weil dort zwar nicht die Tatorte liegen, aber die Wohnorte der Täter vermutet werden.<sup>160</sup>

Bis Ende 2005 nahm die Gemeinde nur InländerInnen als MieterInnen auf. Somit wurde eine Benachteiligung der Großsiedlungen durch eine verstärkte Ansiedlung von sozial schwachen ImmigrantInnen verhindert, um den Preis der Konzentration dieser Probleme in den wenigen verbliebenen unsanierten Gründerzeitvierteln mit billigem Wohnungsbestand. Die Großfeldsiedlung hat z.B. einen AusländerInnenanteil von 4,6%, die Per-Albin-Hanson-Siedlung überhaupt nur 2,3%. Wien hat insgesamt einen Anteil von 16%.

Dieses Mißverhältnis ist jetzt in einem Prozess der Änderung begriffen, was sich vor allem auf die Anforderungen an die Schulen und Kindergärten auswirkt.<sup>161</sup> Andererseits entwickelten sich offenbar auch die abwesenden AusländerInnen zu einem Problem – Ausländerfeindliche Parteien wie die FPÖ konnten hier überdurchschnittliche Ergebnisse erzielen. Konflikte um dieses Thema wurden auch in einer BewohnerInnenbefragung in der Großfeldsiedlung als wesentliches Problem angegeben.

Am stärksten ist eine Segregation der Bevölkerung im Bereich des Alters zu beobachten. Nachdem die meisten Siedlungen innerhalb eines kurzen Zeitraumes erbaut und von jungen Familien besiedelt wurden, altert die Wohnbevölkerung relativ kontinuierlich bis nach einigen Jahrzehnten ein Umbrechen dieses Phänomens beginnt.<sup>162</sup>

Vor allem einige Wiener Siedlungen aus den 60er Jahren haben derzeit eine stark überalterte Bevölkerungsstruktur. Die Infrastruktur ist dagegen meist in Hinblick auf den Einzug von Jungfamilien auf Kinder ausgerichtet worden. So musste in der Per-Albin-Hansson-Siedlung bereits eine Schule geschlossen werden,<sup>163</sup> während in anderen Großsiedlungen Seniorenheime und ähnliche Einrichtungen errichtet werden.<sup>164</sup>

In einigen Sanierungsvorhaben bei Großsiedlungen in Wien wurde auf die

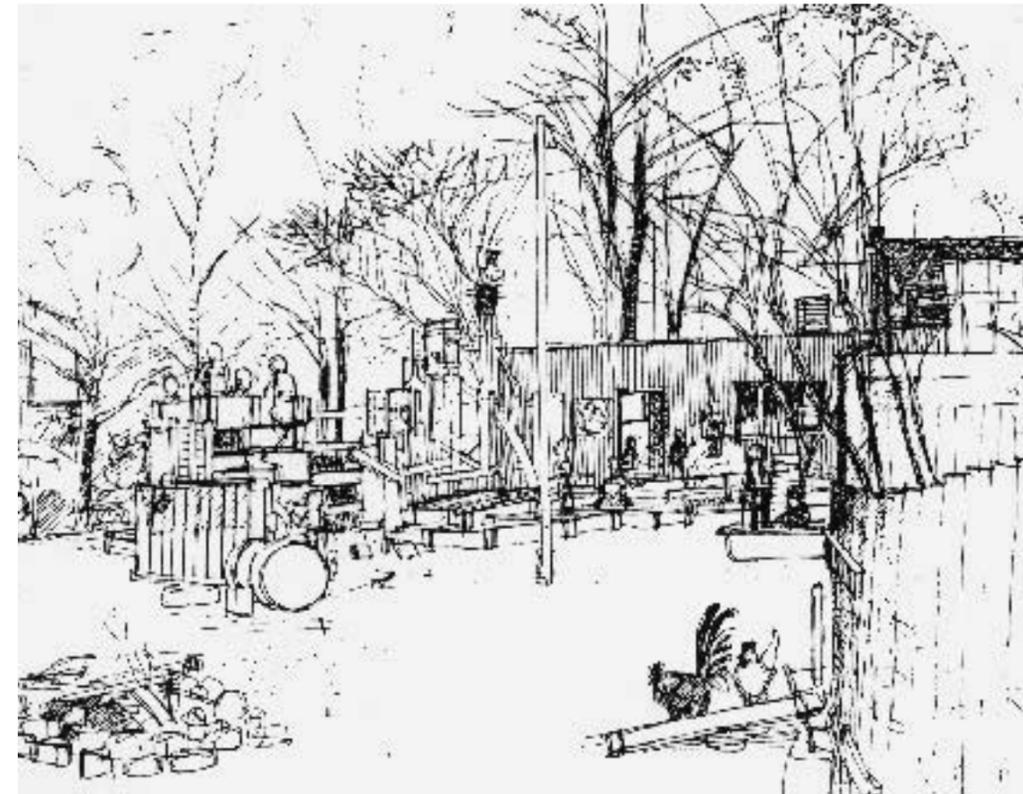
Verbesserung der soziokulturellen Situation durch Einbindung der BewohnerInnen in besonderer Weise bedacht genommen. So ging man bei der Sanierung der Siedlung „Am Schöpfwerk“ davon aus, dass die BewohnerInnen, die über die Mieterhöhung ja die Sanierung bezahlen, deshalb auch vermehrtes Mitsprachrecht dafür bekommen sollten. So entstand das Projekt „Empowerment Schöpfwerk“. <sup>165</sup>

Die Strategien zur Verbesserung der sozialen Situation in Großsiedlungen zielen meist auf die Aktivierung und Einbeziehung der BewohnerInnen ab. Diese Strategien zielen nur indirekt auf die Beseitigung von Armut oder Ausgrenzung, direkt soll das Gemeinwesen und darüber die lokale Entwicklung gefördert werden. <sup>166</sup> In Wien nehmen dabei die Institutionen der Gebietsbetreuung eine besonders wichtige Rolle ein. Sie wurden ursprünglich für gründerzeitliche Stadterneuerungsgebiete geschaffen, mittlerweile gibt es diese Institutionen auch für städtische Wohnhausanlagen. Im Auftrag der Stadt Wien koordinieren lokale Büros Interessen, erstellen Konzepte und Pläne und versuchen so ein Bindeglied zwischen der verschiedenen Akteuren darzustellen.

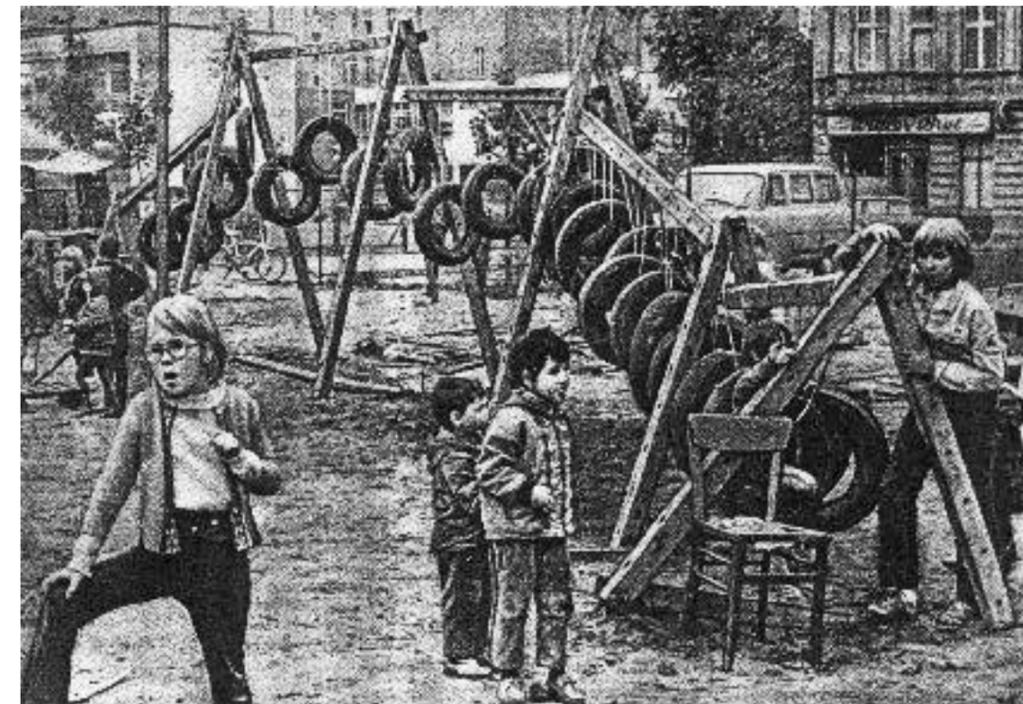
Darüber hinaus gibt es in einigen Bezirken sogenannte Agenda-Gruppen, die Bürgerbeteiligungsprozesse initiieren oder unterstützen sollen. (siehe Kapitel 5.3.2 - Gespräch mit DI Gisa Ruland, Agenda 21 Liesing)

Viele Initiativen gehen von BewohnerInnenvereinen aus. Bereits die ersten Pläne zur „Vitalisierung“ der Großfeldsiedlung kurz nach ihrer Eröffnung wurden von Prof. Feuerstein in Zusammenarbeit mit lokalen Vereinen erarbeitet – realisiert wurden sie nie. <sup>167</sup> In jüngster Vergangenheit ist der Verein Lebenswerte Mitterhofergasse zu nennen, der eine Siedlungszeitung herausgibt und der durch seine Initiative erreichen konnte, dass ein Jugendtreff des Vereins Wiener Jugendzentren eingerichtet wurde. <sup>168</sup>

Entwicklungskonzepte für Großsiedlungen können sehr vielschichtig und umfangreich werden. Darum fungiert meist eine Institution des Gemeinwesens, wie in



Günter Feuersteins Vorschläge zur Vitalisierung von Großsiedlungen beinhalten zB einen Abenteuerspielplatz. aus: Feuerstein 1974, S.12





Vorplatz vor der S-Bahn-Station Atzgersdorf im Sommer

Wien die Gebietsbetreuungen, als zentrale Koordinationsstelle für die verschiedenen Akteure. Die Pläne zur Sanierung der Siedlung am Rennbahnweg umfassten zum Beispiel bauliche Sanierungsarbeiten, Einrichtung zur Ergänzung der Infrastruktur, Erstellung eines Müllkonzepts, diverse Maßnahmen zur Betreuung von Kindern und Jugendlichen. In erster Linie wurden bisher die baulichen Sanierungsmaßnahmen umgesetzt. Neue Einrichtungen wurden dann eingerichtet, wenn eine spezielle BenutzerInnengruppe stark danach drängte (z.B. Verein, der einen Aktivspielplatz aufbaute und betreibt).<sup>169</sup>

Bei den Sanierungen konzentriert man sich auf bauliche Sanierungsmaßnahmen und Korrekturen, umfassendere städtebauliche und stadtentwicklungszentrierte Konzepte kommen selten zu tragen.<sup>170</sup>

#### 4. 4. Städtebauliche Schwächen, Potentiale und Strategien

##### 4. 4. 1. Freiflächen

Großsiedlungen der genannten Periode sind im Vergleich mit anderen Stadtgebieten weit überdurchschnittlich mit öffentlichen Freiflächen ausgestattet. Ein Bebauungsgrad der Grundstücke von unter 10% ist keine Seltenheit.<sup>171</sup> Ein derart niedriger Wert wurde weder vorher noch nachher im städtischen Geschosswohnungsbau jemals erreicht.<sup>172</sup> Diese Freiräume bieten großes ungenutztes Potential.

Die Freiraumqualität in den Siedlungen ist aber meist unzureichend. Das Wohnumfeld ist häufig durch einen hohen Versiegelungsgrad zumindest in Teilbereichen gekennzeichnet, Grünflächen beschränken sich oft auf mehr oder weniger ausgedehnte Rasenflächen, pflegeleichtes Dauergrün und bepflanzte Hochbeete. Die Gestaltungs- und Aufenthaltsqualität des gesamten Wohnumfeldes ist meist relativ gering.<sup>173</sup>

Bei den Grünräumen steht in Siedlungen dieser Zeit in Wien weniger ein quantitativer, sondern ein qualitativer Mangel im Vordergrund.<sup>174</sup> Roland Rainer befürchtete bereits 1948, dass die Zwischenräume zwischen hohen Häusern weder zweckerfüllte Nutzgärten, noch zweckfreie, ungebundene großzügige Räume wie städtische Parks sein würden, und argumentierte daher für Mietergärten. Diese würden intensiver genutzt und kosteten die Stadtverwaltung weniger. Verhindern konnte er diese Entwicklung nicht.<sup>175</sup>

Die Zwischenräume zwischen den Wohnzeilen zeichnen sich durch das Fehlen einer klaren funktionalen Zuordnung zu den Gebäuden aus. Es entstehen Freiflächen, die weder klar öffentlich (fehlende Anonymität) noch klar privat sind (fehlende Abgeschlossenheit, fehlende Zuordnung bzw. Verbindung zu den Wohnungen).<sup>176</sup> Zu viele Anrainer machen Aneignung für die meisten Zwecke unmöglich, da zu viele unterschiedliche Interessen aufeinander treffen. Dies verhindert eine Nutzung der Freiräume durch die BewohnerInnen und führt zu einer Kultur in dem nur der „maximale Zustand der Ruhe und Ordnung“ als von allen akzeptierte



Richtschnur dient. Die meisten Freiräume sind daher unbenutztes Abstandsgrün. Nur wo sich wenige Parteien einen gemeinsamen halböffentlichen Raum teilen, ist eine Aneignung des Raums leichter möglich.<sup>177</sup>

In einer Umfrage unter BewohnerInnen der Wiener Großfeldsiedlung wurde einzig die Größe und Wegeführung der Grünanlagen positiv bewertet, Spiel- und Sportplätze, Sitzgelegenheiten, Ruhezeiten, Sauberkeit und Gepflegtheit sowie Gestaltung wurden von der Mehrzahl der Befragten als negativ eingeschätzt. Im Bereich der Gebäude erreichte keiner der Faktoren auch nur annähernd so schlechte Werte. Trotzdem wird „viel Grünraum/Freiraum“ von den meisten Befragten als Hauptvorteil des Lebens in der Großfeldsiedlung bezeichnet.<sup>178</sup>

Konzepte zur Verbesserung der Freiräume betreffen im wesentlichen Gestaltungsqualität, Nutzungsmöglichkeiten, Aufenthaltsqualität und ökologische Belange.

Bei der gestalterischen Anreicherung und ökologischen Aufwertung der Freiräume geht es im Wesentlichen um Entsiegelung, Neugestaltungen und regelmäßiger Pflege.<sup>179</sup> In den meisten Wiener Großwohnanlagen beschränkten sich die bisherigen Verbesserungen auf diesen Bereich.<sup>180</sup> Im Bereich der Nutzungsmöglichkeiten gibt es Beispiele für das Anlegen verschiedenster Einrichtungen, von Spielplätzen, Obstgärten, Sportflächen für Federball oder ähnlich, Tischtennis, Sitzgruppen für Schachspiel, Liegewiesen bis Grillplätzen und Rodelhügeln. Viele dieser Einrichtungen wurden auf BewohnerInnen-Initiative oder zumindest mit starker Mithilfe realisiert.<sup>181</sup> Dabei kommt es oft zu Nutzungskonflikten. In der Wohnhausanlage „Am Schöpfwerk“, war Bewohnerinitiativen, die auf etwas anderes als die Maximalvariante von Ruhe und Ordnung abzielten, kein dauerhafter Erfolg beschieden. Das lag vor allem an der willkürlichen Handhabung durch die Wohnhausverwaltung, die keine demokratischen Entscheidungsspielregeln für die Lösung von Interessenskonflikten kennt und keine Verhandlungen für Kompromisslösungen initiiert hat, sondern in einem paternalistischen Selbstverständnis aufgrund von vorgetragenen

Wünschen und Beschwerden entscheidet. Auch das Wäschetrocknen über den Hof ist oft erst nach einer entsprechenden Entscheidung der Wohnhausverwaltung möglich.<sup>182</sup> Trotzdem gibt es auch in Wien erfolgreiche Beispiele für neue Nutzungskonzepte. So wurde zum Beispiel ab 1995 in der Wohnhausanlage Rennbahnweg ein Aktiv-Spielplatz eingerichtet, der von einem lokalen Verein betrieben wird. Dort können Kinder unter Betreuung mit Holz spielen, Bäume anpflanzen, Lagerfeuer machen, und viele andere Dinge die die komplett durchgestaltete Großstadt im Gegensatz zu z.B. Wäldern, Brachflächen, verlassenen Baustellen etc. den Kindern nicht erlaubt.<sup>183</sup> Diese Anlage ist etwas abseits auf einer Wiese neben der Wohnhausanlage gelegen und vielleicht daher weniger dazu geeignet, Störungen hervorzurufen.

Zur Verbesserung der Aneignungsmöglichkeiten von Freiräumen ist vor allem ein möglichst eingeschränkter Nutzerkreis für spezielle Freiraumbereiche nötig, um die Interessenskonflikte zu minimieren. Initiativen wie aufstellen eines Tisches fürs gemeinsame Kaffeetrinken od. ähnliches funktionieren nur dort, wo der Nutzerkreis so klein ist, dass ein übereinstimmen über die Entscheidung leicht und informell getroffen werden kann.<sup>184</sup> Das kann zum Beispiel die Bereitstellung von Mietergärten oder Grabeland oder die Bepflanzung von Randstreifen oder Beeten durch BewohnerInnen umfassen. Derartige Projekte sind in Wien nicht bekannt, wurden aber in Deutschland oft durchgeführt (z.B. Berlin-Hellersdorf).

Darüber hinaus scheint zumindest in Wohnhausanlagen mit sehr großem Abstandsgrün (>50m), wie es sie in Wien eher weniger gibt, aber zum Beispiel in Ostberlin weit verbreitet sind, eine gewerbliche landwirtschaftliche Nutzung als interessante Option. Landwirtschaft wird in Europa stark subventioniert, was oft auch mit der nötigen Pflege der Kulturlandschaft argumentiert wird. Die Wohnhausanlagen der Nachkriegszeit wurden mit dem Ziel der engen Durchdringung von Stadt und Landschaft geplant, blieben aber bei einer Art reduzierten Parklandschaft stehen. Was liegt also näher, die hochsubventionierte



Lärmschutzwand für den Theodor-Körner-Hof.  
Quelle: www.wien.gv.at

Landwirtschaftspolitik in den Dienst der Gestaltung der Großwohnanlagen der 60er und 70er Jahre zu stellen, und Förderungen an die kleinteilige Bewirtschaftung von Grünflächen im Siedlungsverband zu binden?<sup>185</sup> Die Ansätze dazu stecken noch in den Kinderschuhen, vermutlich weil auch hier funktionale Monostrukturen wirtschaftlicher und ertragreicher sind als solche Nutzungsdurchdringungen.

#### 4. 4. 2. Verkehr

Die Großsiedlung der Nachkriegszeit wurden vornehmlich an den Stadtrand gebaut: Baugrund war dort billig, und das Ideal war das Leben im Grünen. Mit Hilfe des Automobils hoffte man, sämtliche Distanzprobleme beseitigen zu können. Daher konzentrierte man sich in der ersten Periode auf eine möglichst gute Anbindung an die Autoverkehrswege. Spätestens ab den 60er Jahren wurde den StadtplanerInnen klar, dass das Auto in der Stadt nicht der Weisheit letzter Schluss ist. In den 70er Jahren wurden die fortschrittlicheren Großsiedlungen wie „Am Schöpfwerk“ schon in Hinblick auf einen kommenden U-Bahn-Anschluss gebaut. (Vgl. Bramhas, S.108ff) Dieser ließ jedoch auf sich warten. Große Siedlungen wie Rennbahnweg oder Großfeldsiedlung bekamen erst 2006 ihren U-Bahn-Anschluss. Somit ist in den peripheren Wohnanlagen das Auto nach wie vor das dominierende Verkehrsmittel. Bei Siedlungen in Zeilenbauweise bringt das zusätzliche Probleme, wenn die Hauptverkehrswege an den offen Stirnseiten der Zeilen vorbeiführen. Hatte man ursprünglich in den 50er Jahren angenommen, dass diese Struktur eher lärmabweisend wirkt, da die Wohnungsfenster ja weiter von der Straße entfernt liegen als bei längs der Straße liegenden Gebäuden, so musste man bald feststellen dass sich der Lärm zwischen den Zeilen wie in einem Resonanzkörper vervielfacht.<sup>186</sup> Viele Anlagen sind daher durch den Autoverkehr stark gestört.<sup>187</sup> Bereits in den 70er Jahren verfasste Rainer Gieselmann in Hinblick darauf Pläne zur Schließung der Stirnseiten.<sup>188</sup> Als erste derartige Maßnahme in Wien wird derzeit beim Theodor-Körner-Hof in Wien 5 eine haushohe gläserne Lärmschutzwand zum

Abschluss der Stirnseiten der Zeilen errichtet. Diese Wohnhausanlage der Gemeinde Wien ist in fächerförmigen Zeilen zu einer der meistbefahrenen Straßen der Stadt, dem Gürtel sowie einer in Hochlage geführten Bahnlinie offen und daher besonders lärmbeeinträchtigt. Die Lärmschutzwand wird außerdem als Photovoltaikanlage Strom produzieren.<sup>189</sup>

#### 4. 4. 3. Infrastruktur

Bei der Infrastruktur von Großwohnsiedlungen geht es meist um Läden für den täglichen und periodischen Bedarf, Dienstleistungsangebote, Einrichtungen der Gesundheitsversorgung, öffentliche Dienstleistungseinrichtungen, aber auch Bildungs-, Kultur-, Freizeit- und Kommunikationsangebote. Laut Czasny und Feigelfeld traten 1991 in mehr als der Hälfte aller Großwohnanlagen Österreichs erhebliche Mängel zumindest bei einzelnen Aspekten der Infrastruktur auf. Dabei lagen die Versorgungslücken vor allem im Freizeitbereich (Bildung, Kultur, Sport, Orte der Begegnung) und nicht so sehr bei den vorhandenen Einkaufsmöglichkeiten.<sup>190</sup>

Oft sind Großwohnsiedlungen aufgrund des zu kleinen Nutzerpotentials und der ohnehin hohen Mobilität der BewohnerInnen für BetreiberInnen von Läden und Dienstleistungsbetrieben nicht wirtschaftlich attraktiv genug.<sup>191</sup> Vor allem Anlagen, die eine gute Verkehrsanbindung haben, sind bei der Nahversorgung besonders schlecht ausgestattet.<sup>192</sup> Daher zielten (in Westdeutschland und Österreich) generell nur vergleichsweise wenige Maßnahmen auf die Verbesserung von Infrastruktur. Einige Maßnahmen wurden jedoch im Bereich der Verbesserung von sozialer, aus öffentlichen Geldern finanzierter Infrastruktur gemacht. Hermann zählte bereits für diverse deutsche Siedlungen Maßnahmen wie Errichtung eines städtischen Verwaltungsbaus, eines Ärztehauses, eines Spaßbades z.B. in Köln-Chorweiler auf. In Hamburg-Steilshoop und -Kirchdorf-Süd wurden Bewohnercafés eingerichtet.<sup>193</sup>

In Österreich sahen Czasny und Feigelfeld auch eine mangelnde Problemsicht bei den zuständigen Wohnhausverwaltungen, die sich in erster Linie auf bauliche Sanierungsmaßnahmen

konzentrierten, während BewohnerInnen und öffentliche Verwaltung sich sehr wohl der Frage bewusst waren.<sup>194</sup>

### Arbeitsplätze

Diese auf die bloße Wohnfunktion reduzierten Stadtquartiere sind auch nur schlecht mit Arbeitsplätzen versorgt. Die meisten BewohnerInnen müssen überdurchschnittlich lange Anfahrtswege zum Arbeitsplatz in Kauf nehmen. Es gibt dazu Vorschläge, nicht nur Versuche zur Ansiedlung von wohnverträglichen Betrieben zu starten, sondern auch bei Sanierungsmaßnahmen verstärkt Jugendliche oder beschäftigungslose BewohnerInnen der Siedlungen heranzuziehen, um eine engere Beziehung zwischen Wohnort und Arbeitsplatz in Großsiedlungen herzustellen. Außerdem könnte Unterstützung für den Aufbau von Selbsthilfe und Eigenarbeit z.B. in Form von Räumen oder Qualifikationsmöglichkeiten für BewohnerInnen angeboten werden, die von Arbeits- oder Einkommensproblemen betroffen sind. Solche Räume können auch temporäre Räume sein.<sup>195</sup>

Diesen Ansatz verbindet das Projekt „Kioskisierung“ mit der Frage der Infrastruktur in Großsiedlungen. Im Rahmen dieses Projekts, das von vier deutschen Architekten, Stadtplanern und Soziologen durchgeführt wird, werden Kioske in den Großsiedlungen Halle/Neustadt (D), Bratislava/Petrzalka (SK), Łódź/Retkinia (PL) und Moskau/Chertanovo (RUS) aufgestellt. In den 90er Jahren war im Osten die Zunahme des Straßenhandels sehr auffällig, wilde Märkte und Kioske entstanden. Mittlerweile werden diese Kioske nicht mehr von den Einzelgründern betrieben, sondern von Ketten. Sie stellen heute eine wesentliche Versorgungsstruktur in vielen osteuropäischen Siedlungen dar, und sind wesentlich stärker ein Ort des sozialen Austauschs als die Groß- und Fachmärkte, die relativ wild in die Zwischenräume der Siedlungen gebaut wurden. Die meisten Kioskbeschäftigten wohnen auch in der jeweiligen Siedlung. Insofern führt dieser Prozess zu einer Aufweichung der monofunktionalen Wohnstruktur. So eine Entwicklung von Kiosken gibt es in Österreich oder Deutschland

nicht, wird aber von den Projektbeteiligten als verfolgenswert angesehen.<sup>196</sup>

### Infrastruktur für weniger mobile BewohnerInnen

Die Monofunktionalität von Großsiedlungen bringt vor allem Probleme für jene Bevölkerungsschichten, die weniger mobil sind und ihre Bedürfnisse daher nicht so leicht in anderen Stadtteilen decken können: Kinder und Jugendliche sowie ältere Menschen. Dabei ist nicht für alle benachteiligten Bevölkerungsgruppen im gleichen Ausmaß gesorgt. „Die Ausrichtung der vorwiegenden Angebote auf die beim Erstbezug dominierenden Jungfamilien hat zur Folge, daß in allen Anlagetypen die für die Kinder gedachten Einrichtungen (Spielplätze, Kindergärten und Schulen) wesentlich besser beurteilt werden als die auf die Bedürfnisse von Jugendlichen, Senioren sowie Gebrechlichen und Behinderten bezogenen Aspekte der Infrastruktur“<sup>197</sup>. Senioren beurteilen jedoch ihre Wohnsituation überdurchschnittlich gut, während Haushalte mit Kindern ein sehr hohes Niveau an Ansprüchen an das Wohnumfeld haben und Mängel bei den Einrichtungen für Kinder und Jugendliche und der Ausstattung mit Sozialräumen kritisieren. Czanys und Feigelfeld führen diesen Unterschied auf zunehmende Resignation im Alter zurück.<sup>198</sup>

Bei Ergänzungen der Infrastruktur in Wiener Großsiedlungen standen in den meisten Fällen die Sozialeinrichtungen, und hierbei die Einrichtungen für ältere Kinder und Jugendliche im Vordergrund. In der Siedlung Rennbahnweg wurde zum Beispiel nicht nur der erwähnte Abenteuerspielplatz errichtet, sondern auch ein Jugendtreffpunkt („Salettl“) eingerichtet. Darüber hinaus gibt es ein Nachbarschaftszentrum, und während der Sanierungsphase eine Zweigstelle der Gebietsbetreuung.<sup>200</sup>

In der Siedlung Mitterhofergasse in Wien-Floridsdorf wurde auf Initiative der Plattform „Lebenswerte Mitterhofergasse“ ein Jugendtreff eingerichtet. Dazu wurde in Containerbauweise ein temporäres Gebäude errichtet, das vor



Chinalokal in Atzgersdorf



Typische Ladenzeile in Wien 23., Altmannsdorfer Str.

allem auch Abends und im Winter einen Aufenthaltsort für Jugendliche bietet.<sup>201</sup>

Aber auch heute noch stellt die Versorgung mit Einrichtungen für Jugendliche in vielen Anlagen ein Problem dar. Bei einer Umfrage in der Großfeldsiedlung gab mehr als die Hälfte der Befragten an, dass es zu wenig Orte für Jugendliche gibt. Hintergrund für dieses Ergebnis könnte auch zumindest teilweise sein, dass sich die Jugendlichen oft in den Freiräumen aufhalten und es dadurch verehrt zu Nutzungskonflikten mit anderen Gruppen sowie Lärmbelästigungen kommt. Vandalismus spielt in der Siedlung eine untergeordnete Rolle.<sup>202</sup> Auch in Bezug auf die Siedlung Rennbahnweg wird weiterhin immer wieder von Mangel an Einrichtungen für Jugendliche gesprochen<sup>203</sup>

Insofern erscheint eine Konzentration auf eine Ergänzung mit Einrichtungen diesen Typs auch für das Projektgebiet Atzgersdorf-West sinnvoll. Ziel sollte auch sein, die Siedlung zu „öffnen für eine Entwicklung, in der wieder Spielräume freigelegt werden und soziale Aneignungsprozesse stattfinden können, in der diese Gebilde auch in Würde altern und Patina ansetzen können.“<sup>204</sup>

#### 4.5. Projekte zur Überwindung der Funktionstrennung in Wohnsiedlungen der 60er und 70er Jahre

In Wien bewegten sich die Versuche zur Ansiedlung neuer Funktionen in Großwohnanlagen in eher kleinerem Rahmen. In den 90er Jahren wurden wie bereits erwähnt in einigen Wiener Großwohnanlagen öffentliche Sozialeinrichtungen wie Jugend- und Nachbarschaftszentren eingerichtet, sowie der Anschluss an das öffentliche Verkehrsnetz verbessert.<sup>205</sup> Die Nachbesserungspraxis ist aber mehrheitlich auf reine Sanierungsmaßnahmen konzentriert. Wohnumfeld, Infrastruktur, Verkehrslage und Umweltsituation sowie sozialstrukturelle und städtebauliche Defizite wurden in der Planung der Nachbesserungsaktivitäten kaum berücksichtigt.<sup>206</sup> Ganz anders stellt sich die Situation in den Ländern des ehemaligen Ostblocks dar. Vor der Wende gab es hier längere Jahre hindurch eine Mangelwirtschaft. Dem Wohnungsmangel waren die Regierungen mit noch größeren industrialisierten Wohnungsbauprogrammen begegnet, als das in Wien oder anderen westlichen Städten der Fall war. In vielen Städten lebt über die Hälfte der BewohnerInnen in Großwohnanlagen, die zwischen 1960 und 1990 in industrieller Bauweise errichtet wurden, fallweise bis zu 80%. Die Mehrzahl der dort errichteten Siedlungen stammt zudem aus der Generation der Großwohnanlagen, wo versucht wurde, Urbanität durch Dichte zu erreichen. In den meisten Siedlungen waren daher nicht nur hochgeschoßige Wohnbauten vorgesehen, sondern auch Bezirkszentren geplant, die Infrastruktur bieten sollten. Es sollten Städte mit allen dazugehörigen Funktionen werden, meist in Verbindung mit benachbarten Industriegebieten. Der Bau der Stadtteilzentren für diese enormen Siedlungen wurde aus Geldmangel aber oft jahrelang zurückgestellt. Die Bildungs- und Sozialinfrastruktur in Form von Schulen, Kindergärten, Altenheimen und Jugendeinrichtungen wurde dagegen sofort errichtet, hier ist keine Unterversorgung gegeben.<sup>207</sup>

Neben den Freizeit- und Kulturstätten waren vor allem Engpässe in der Nahversorgungsstruktur zu bemerken. Unmittelbar nach der Wende entstanden spontane Selbstversorgungsinitiativen wie Kioske und provisorisch in Erdgeschoßwohnungen eingerichtete Läden. Schon kurz darauf drängten Investoren aus dem Westen in diese Gebiete, die sich hier Chancen auf neue Märkte erhofften. Dadurch entstanden große Projekte zur Einrichtung von konsumorientierter Infrastruktur. Binnen kurzer Zeit entstand ein Überangebot. In Leipzig gab es 1990 0,195m<sup>2</sup> Verkaufsfläche pro Kopf, 1997 waren es in der Region Leipzig 3m<sup>2</sup>. Zum Vergleich: In Westdeutschland gab es 1997 durchschnittlich 1,2m<sup>2</sup>/Kopf.<sup>208</sup>

In Deutschland wurde von den Stadtplanungsämtern oft versucht, die in der ursprünglichen Konzeption enthaltenen Stadtteilzentren mit den Investoren zu realisieren. Das gelang nicht in allen Fällen. Für die Investoren war es wirtschaftlich interessanter, sich nicht der Verantwortung der Stadtentwicklung zu stellen sondern auf der grünen Wiese Einkaufszentren zu bauen, die durch die Motorisierung der BewohnerInnen leicht zu erreichen waren. Insgesamt wirkte sich der Bau neuer Einkaufszentren nur fallweise positiv auf die städtebauliche Situation aus.<sup>209</sup>

Das zeigt sich noch drastischer in Bratislava (Slowakei), wo vor einem ähnlichen Hintergrund die Disziplin der Stadtplanung nach 1990 verpönt wurde, weil sie gegen die freie Entfaltung des Marktes gerichtet ist. Hier wurde lange Jahre hindurch den Investoren alles erlaubt was diese sich wünschten, und somit die Chance zur Verbindung der notwendigen Nachrüstung der Infrastruktur mit einer städtebaulichen Aufwertung fast verspielt.<sup>210</sup> Erst jetzt regen sich integriertere Projekte.

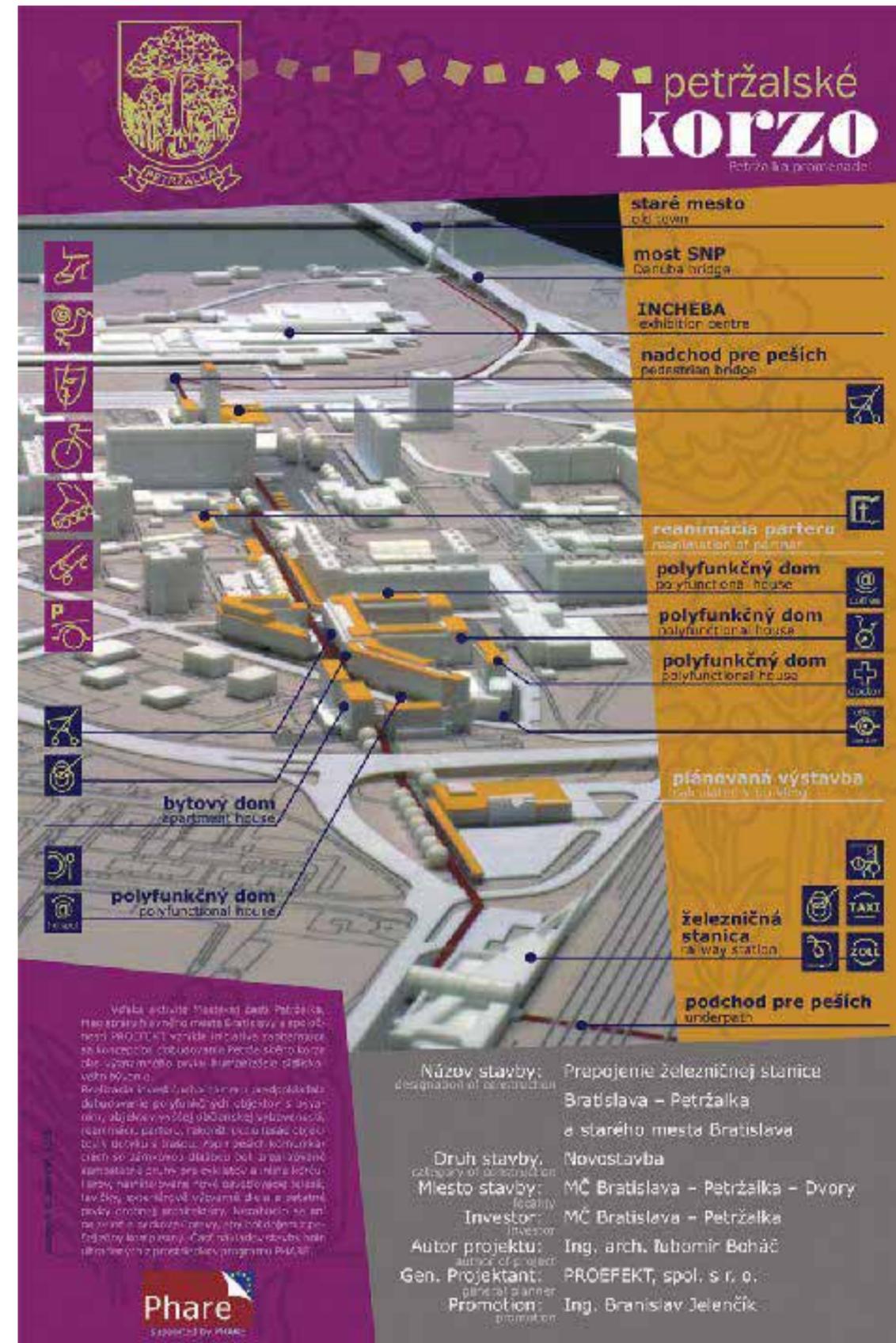
Bei einigen Projekten gelang es, diesen Prozess jedoch zu nutzen, und kleinteiligere Nutzungsmischung in Großsiedlungen zu bringen bzw. anzustreben. Hier sollen zwei Beispiele herausgegriffen werden.

#### 4.5.1. Projekt Petržalka Korzo, Bratislava

Petržalka ist der südlich der Donau gelegene Stadtteil von Bratislava. Er wurde nach einem 1967 ausgeschriebenen internationalen städtebaulichen Wettbewerb mit Teilnehmern aus Ost- und Westeuropa gebaut. Teilgenommen hatten 84 Projekte aus 19 Ländern. Letztlich wurde der Entwurf von Jozef Chovanec und Stanislav Talaš realisiert. Das Konzept ging aus der damaligen Debatte zur Urbanität hervor. Es sollte keine monofunktionale Wohnsiedlung entstehen, sondern ein Stadtteil mit allen natürlichen Stadtfunktionen und differenzierten städtebaulichen Strukturen.<sup>211</sup> Die Scheiben-, Schlangen- und L-förmigen Wohnbauten mit durchschnittlich ca. 12 Stockwerken haben daher teilweise erdgeschossige Ladenzeilen und Sozialeinrichtungen. Zwischen 1973 und 1980 wurden mit einem Betonfertigteilsystem Wohnungen für über 120.000 Menschen gebaut.

In Bratislava wohnten im Jahr 2000 77% der BewohnerInnen in Großsiedlungen. Die „Selbstverwaltung“ (eine Art Bezirksrat) des Bezirks Petržalka unterstützte seit 1990 die Supermarktketten, die ins Land drängten und zwischen den Wohnbauten von relativ wahllos Großmärkte errichteten. Die kleineren Läden in den Erdgeschoßlokalen sind heute fast alle geschlossen. In Teilen davon entwickeln sich Ansätze für eine Kunst- und Kulturszene.<sup>212</sup>

Es gab hier lange Zeit keine Bestrebungen, Kleinteiligkeit und Durchmischung im Quartier zu fördern. Stadtplanung wird als kommunistisch abgelehnt, es gibt daher auch keine entsprechenden Stadtentwicklungspläne oder zuständige Ämter. Die Entwicklung wird dem freien Markt überlassen. Im Bereich der Sanierung der Bauten, die dringend ansteht, erweist sich die Besitzstruktur als Hindernis. Ein Grossteil der Wohnungen wurde nach 1990 zu einem sehr geringen Preis an die BewohnerInnen verkauft. Die haben jedoch oft nicht die nötigen Mittel, um für die Sanierungsarbeiten aufzukommen. Abriss ist hier völlig indiskutabel, weil es in Bratislava eklatanten Wohnungsmangel gibt.<sup>213</sup>





Die ersten Sanierungen in Petržalka haben bereits stattgefunden. Fotos: Autor



Architekt Lubomír Boháč hat in einem Teil von Petržalka ein erstes Pilotprojekt für eine Stadtentwicklung starten können. Dabei wird eine Achse, die den Bahnhof Petržalka mit dem am Donauufer gelegenen Messezentrum Incheba verbindet, als Fußgängerzone entwickelt. Entlang dieser Achse werden kulturelle, soziale und Erholungszonen geschaffen. Diese Achse dient als Katalysator für die Revitalisierung der umliegenden Wohngebäude.

Entlang dieser Achse werden multifunktionale Gebäude errichtet, die auch Geschäfte und Dienstleistungen sowie Parkgaragen enthalten. Diese Gebäude wurden in kleinem, an der historischen Altstadt orientieren Maßstab entworfen. Gleichzeitig gehen von dieser Entwicklung Impulse zur Revitalisierung der bestehenden Erdgeschoßzonen sowie zur Errichtung von Dachgeschoßaufbauten für neue Wohnungen aus. Durch den Erlös oder die Pacht des Grundes für die neuen Gebäude kann die Sanierung der Alten unabhängig von der finanziellen Situation der EigentümerInnen vorangetrieben werden.

Dieser Impuls hat sich auch auf Freiräume in weiterer Entfernung von der Fußgängerzone ausgewirkt, wo sich zusammen mit der Selbstverwaltung BewohnerInneninitiativen zur Revitalisierung gebildet haben.

Die Entwicklung dieses Projekts wird als Modell angesehen, das auch auf andere Teile von Petržalka angewandt werden kann. Die hier entwickelte Methode beschreibt Boháč in sechs Punkten:

1. Analyse des Gebiets, Suche nach Brennpunkten, die mit linearen Achsen verbindbar sind und als Startpunkte des Revitalisierungsprozesses dienen können.
2. Zusammenarbeit mit der lokalen Selbstverwaltung im Bau von öffentlichen Einrichtungen und der Verkehrswege. Suche nach Geldern von der Europäischen Union. (Die EU hat die erste solche Fußgängerzone in Petržalka mit 1,8 Mio. Euro unterstützt)
3. Leitlinien für private Investoren, die im Bereich tätig werden möchten.
4. Leitlinien für die Besitzer der existierenden Wohnhäuser

Verbesserung des Lebensstandards durch Renovierung und Revitalisierung.

5. Aufbau von sozialem Druck durch die EinwohnerInnen und die Selbstverwaltung auf die Besitzer und Verwalter anderer Gebäude, damit diese in gutem baulichen Zustand erhalten und die Außenanlagen gepflegt werden.
6. Aktivierung von BewohnerInneninitiativen zur Verbesserung der öffentlichen Räume in Zusammenarbeit mit der Selbstverwaltung des Bezirks.<sup>214</sup>



Präsentation  
Lubomír Boháč



Plan des Bezirkszentrums „Helle Mitte“,  
Quelle: <http://www.helle-mitte.net>

typisches Gebäude in Hellersdorf.  
Foto: Autor



#### 4.5.2. Projekt Helle Mitte, Berlin

Hellersdorf ist die jüngste der Plattenbausiedlungen in Ostberlin. Sie wurde ab 1979 errichtet und 1990 vorzeitig beendet. Sie hatte 1990 etwa 90.000 EinwohnerInnen. Bereits von Anfang an war ein Stadtteilzentrum an der U-Bahn-Station Hellersdorf geplant, die Realisierung wurde aber zugunsten von weiterem Wohnbau verschoben. In Hellersdorf wurden zwar Kindergärten und Schulen errichtet, aber es fehlte an Geschäften und Kultureinrichtungen, es gab nur ein winziges Kino, wenig Gaststätten und kaum Freizeitmöglichkeiten. Selbst Rathaus gab es keines – der Bürgermeister arbeitete in einer adaptierten Plattenbauwohnung.<sup>215</sup>

1990 wurde der erste gesamtdeutsche städtebauliche Wettbewerb für ein Stadtteilzentrum für Hellersdorf ausgeschrieben. Gewinner waren die Architekten Brandt & Böttcher. Nach ihrem Konzept sollte auf den 31 Hektar Fläche eine urbane Mischung aus Wohnen, Gewerbe und Freizeit entstehen. Im Zentrum liegt der Alice-Salomon-Platz, der nach dem Vorbild der Plaza Major in Salamanca entworfen wurde.

Für die Umsetzung des Entwurfs wurde der Entwicklungsträger MEGA AG (Entwicklungs- und Gewerbeansiedlungs-AG) beauftragt. Aus Spargründen wurde zwischen 1995 und 1997 eine wesentlich veränderte Version errichtet, das Bezirkszentrum „Helle Mitte“. Nach der Baustelle am Potsdamer Platz in Berlin-Mitte, war das Stadtzentrum Helle-Mitte in Hellersdorf die zweitgrößte Baustelle der Stadt. 1998 wurde das neue Rathaus am Alice-Salomon-Platz übergeben, im gleichen Jahr eröffnete die Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, die ein Kernstück des Bezirkszentrums ausmacht. Das Zentrum umfasst darüber hinaus ein Kinocenter mit 2.700 Sitzplätzen, eine Markthalle, eine Einkaufspassage, ein Einkaufszentrum, das „Hotel Helle Mitte“, ein großes Ärztehaus mit onkologischem Schwerpunkt, ein Oberstufenzentrum mit medizinischem Ausbildungs-Schwerpunkt, ein Schwimmbad und Fitnesszentrum sowie viele Wohnungen und ein Jugendzentrum.<sup>216</sup> Der Vertrag mit

der Betreibergesellschaft hatte im Sinne einer „Public Private Partnership“ beinhaltet, dass sie aus ihren Einkünften auch einen Stadtpark nach den Plänen von B&B Architekten, Amsterdam errichten sollte. Anfang 2003 ging die MEGA AG jedoch in Konkurs, ohne diesen Vertragsbestandteil erfüllt zu haben.<sup>217</sup> Jetzt wird eine auf weniger als ein Fünftel des ursprünglichen Budgets gekürzte Sparvariante aus zusätzlichen öffentlichen Geldern realisiert.

Während das kommerzielle Angebot ausgeweitet wurde, ging der Stadt Berlin das Geld für die vorhandene soziale Infrastruktur aus. In den letzten Jahren wurden in Marzahn-Hellersdorf 48 Kindertagesstätten, 16 Schulen und drei Pflegeheime geschlossen und abgerissen.<sup>218</sup>

Trotz dieser Wehrmutstropfen ist dieses Projekt eines der herausragendsten, die Multifunktionalität und auch Urbanität in Großsiedlungen geschaffen haben. Bewusst wurde ein gemischtes Viertel errichtet, in dem über den Läden und anderen Einrichtungen Wohnungen sind, obwohl es in Hellersdorf eher einen Wohnungsüberschuss gibt. So wird das Zentrum Sonntags und Abends nicht zur Geisterstadt.

Gleichzeitig mit der „Hellen Mitte“ wurde in Hellersdorf ein Grossteil der Plattenbauten bautechnisch saniert sowie Außenanlagen zum Teil erstmals gestaltet. (z.B. Mietergärten und Spielplätze angelegt)

#### 4. 5. 3. Debatte: Abriss

Städtebauliche Strukturen, die umstritten sind, fordern auch die radikalste Veränderungsmaßnahme heraus, den flächendeckenden Abriss. Riss man im 19. Jahrhundert die mittelalterliche Stadt ab, um Prachtstraßen anzulegen, so gerieten bis Ende der 60er Jahre die Bauten ebendieser Gründerzeit, wo sie der „autogerechten Stadt“ im Weg waren, unter die Abrissbirne. Erst als Proteste aufzeigten, dass diese Bauten durch ihre hohen und vielfältig nutz- und adaptierbaren Räume eine besondere Qualität haben, änderte sich der Zugang.



Gasse im Bezirkszentrum „Helle Mitte“, Jugendzentrum. Fotos: Autor



Nicht in Frage zu stellen ist Abriss von Gebäuden, deren Zustand der Bausubstanz diese Maßnahme erforderlich macht. Dies sollte auch das Hauptkriterium für eine solche Entscheidung darstellen.<sup>220</sup> In einem Großteil der Fälle geht die finanzielle Rechnung aber für die Sanierung und gegen den Abriss aus.<sup>221</sup>

Abriss dient aber nicht nur bei gravierenden baulichen Problemen als Lösungsstrategie. Auch aus stadtentwicklungsbezogenen Gründen kommt es zum Abriss von Wohnbauten aus den 60er und 70er Jahren. Zwei Gründe dominieren dabei: Abriss als Strategie zur Lösung sozialer Probleme und Abriss als städtebauliche Entwicklungsperspektive für schrumpfende Städte.

Rein aufgrund der Menge an Wohnraum, der aus dieser Periode stammt, scheint Abriss als flächendeckende Strategie undenkbar. Während er in Wien vielleicht noch einen relativ geringen Anteil ausmacht, erreicht er schon in Bratislava eine Quote von über 70% des gesamten Wohnungsbestands. Darüber hinaus bieten vor allem die ausgedehnten Freiflächen ungenutztes Potential, das andere bauliche Strukturen nicht bieten können.

### Als Strategie zur Lösung sozialer Probleme

Vor allem in Frankreich, vor dem Hintergrund der Unruhen von November 2005 wird in letzter Zeit wieder davon gesprochen.<sup>222</sup> In westeuropäischen Ländern haben die Siedlungen des sozialen Wohnbaus in den Peripherien der Großstädte oft eine große Konzentration von sozial Schwächeren Schichten aufzuweisen. Sie wurden ja dazu gebaut, um die Personen aufzunehmen, die am freien Markt keine Chance haben. Wo diese Segregation besondere Ausmaße erreicht, wie in Frankreich, wurden solche Siedlungen fallweise auch zu Brennpunkten von Unruhen. Dieses Image wird meist noch von pauschal verunglimpfenden Medienberichten verstärkt.

Vor diesem Hintergrund wurde in einigen Ländern begonnen, durch den Abriss von sozialen Wohnbauten und das Ersetzen durch höherpreisige Wohnformen eine sozial weniger problematische Wohnzusammensetzung zu

erreichen. Zum Beispiel in den Niederlanden wurde diese Strategie in mehreren Fällen angewandt. Am prominentesten sind dabei die Siedlungen Amsterdam-Bijlmermeer und Rotterdam-Hoogvliet.<sup>223</sup> Beide Siedlungen wurden in den 60er bis Anfang der 70er Jahre als Idealmodelle von „Neuen Städten“ weit außerhalb des bestehenden Siedlungsraums angelegt. Waren sie anfangs noch wegen der guten Ausstattung beliebte Wohngegenden, begann bald eine Ablösung der Wohnbevölkerung durch sozial stark benachteiligte Schichten, vor allem ImmigrantInnen. In den Niederlanden hat die Wohnform des Reihenhauses eine besondere Dominanz. Die 60er und 70er Jahre war die einzige Periode, in der Geschoßwohnbau mit mehr als fünf Geschoßen in größerem Ausmaß betrieben wurde. Wer sich es leisten konnte, zog bald in die so beliebten Reihenhäuser anderswo, um dem Leerstand zu begegnen wurden die Mieten gesenkt, entsprechend schlechter gestellte Schichten zogen ein.

Mitte der 80er Jahre stieg der Leerstand in Bijlmermeer auf 25%, die großen Freiflächen waren nicht ausgestaltet und bildeten Angsträume, viele Infrastruktureinrichtungen waren nicht realisiert worden. In den 90er Jahren wurde die Strategie entwickelt, Teile der Gebäude abzureißen und durch attraktivere, niedrigere und teurere Wohnbauten zu ersetzen. Auslöser war eine Katastrophe: Ein Flugzeug der Fluglinie EI Al war 1992 in einen der Wohnblocks gestürzt. Das machte einen ersten Abbruch notwendig. In der Folge wurde ein Stadtentwicklungsprogramm erarbeitet, das neben dem schrittweisen Abbruch die Ansiedlung von verschiedenen andere Einrichtungen bezweckte, um das Gebiet zu einem vollwertigen Stadtbezirk zu machen. Im Zuge dessen wurden nicht nur Einkaufszentren, Kinocenter und dergleichen angesiedelt, sondern auch als Identifikationspunkt das neue Stadion der Fußballmannschaft Ajax Amsterdam. Im Endausbau 2012 sollen 70% der alten Großsiedlung abgebrochen sein – ein ähnlich hoher Anteil der EinwohnerInnen hatten für den Abbruch gestimmt.<sup>224</sup>

Die Tendenz der niederländischen Wohnungsbauunternehmungen zum Abriss von



problembehafteten Großsiedlungen scheint jedoch nicht nur soziale Hintergründe zu haben. Es gibt nämlich nur ein wesentliches Charakteristikum, das alle in den letzten Jahren in den Niederlanden abgerissenen Sozialwohnbauten verbindet: Der Eigentümer plante für die nähere Zukunft umfangreiche Neubauten. Seit der soziale Wohnungsbau in den Niederlanden privatisiert wurde, kam es durch diese Prozesse zu einer starken Reduktion der Wohnungen im niedrigen Preissegment. Bei den von Thomsen untersuchten Fällen von Abriss wurden 87% der Wohnungen durch hochpreisige Immobilien ersetzt.<sup>225</sup> Mit dem Argument, die soziale Segregation in Großwohnsiedlungen bekämpfen zu wollen, werden also die schwächer gestellten Schichten verdrängt.

Gegen diesen Prozess wenden sich verschiedene Initiativen. In Rotterdam-Hoogvliet, wo ein ähnlich abrissorientierter Sanierungsprozess im Gang ist, wurde zum Beispiel 2000 eine Bauausstellung veranstaltet, die zum Ziel hatte, existierende Strukturen wie z.B. die lebendige Gemeinde von aus den niederländischen Antillen stammenden Menschen zu stärken und in den Revitalisierungsprozess zu integrieren.<sup>226</sup>

In Österreich gab es bisher kaum derartige abrissorientierte Sanierungen von Großsiedlungen. Dies mag damit zu tun haben, dass die Segregation in den meisten Siedlungen kein derartig hohes Level erreicht hat. Das wichtigste Beispiel ist die Sprengung der Hochhäuser am Harter Plateau in Leonding bei Linz 2003. Zwei vom größten Stahlerzeuger Österreichs, der Voest, als Werkwohnhäuser errichtete Gebäude wurden dabei durch kleinere, modernere Ersatzbauten ersetzt. Das Land Oberösterreich finanzierte dieses Unterfangen in großem Umfang mit, ansonsten wäre es für den Eigentümer wesentlich teurer gekommen als die Sanierung.<sup>227</sup>

#### Als städtebauliche Entwicklungsperspektive für schrumpfende Städte

Einen Spezialfall stellt Deutschland, und hier besonders Ostdeutschland dar. Eine Reihe von ostdeutschen Städten hat nach

der Wende einen relevanten Anteil ihrer EinwohnerInnen verloren. Im Rahmen des Programmes „Stadtumbau Ost“ wird hier der Abriss oder Rückbau von Plattenbausiedlungen staatlich gefördert. Diese Teile der Stadt schienen den Verantwortlichen am ehesten rückbauwürdig – obwohl hier nicht unbedingt immer die höchsten Leerstandsdaten auftraten. Wo diese Programme in umfassende Strategien eingebettet sind, wurde auch gleichzeitig die Aufwertung des verbliebenen Wohnungsbestands und des Wohnumfelds betrieben.<sup>228</sup>

Die negative Seite dieses Prozesses ist die Entmutigung der Menschen, die in einem Abbruchgebiet wohnen. Darüber hinaus stellt der staatlich geförderte Abriss, der zur Verknappung des Angebots an Wohnraum führt, ein Geschenk an die Wohnungsunternehmen dar, die durch das Überangebot derzeit nicht optimale Verdienstmöglichkeiten vorfinden.<sup>229</sup>

In Wien hat sich ein ähnliches Problem bisher nicht entwickelt, daher gab es auch keine durch Leerstand motivierte Abrissstrategie.<sup>230</sup>



In anderen Ländern wäre das vielleicht ein Abrisskandidat, in Bratislava ist es begehrter Wohnraum. Foto: Autor



Skaterpark im Fridtjof-Nansen-Park

Der Ort: Atzde

## 5. Der Ort: Atzgersdorf West

Jedes Entwicklungskonzept für einen Stadtteil muss auf die lokalen Gegebenheiten eingehen. Das trifft ganz besonders auf die standardisierten Wohnsiedlungen der 60er und 70er Jahre zu. Es wäre verlockend, wieder zu versuchen Standardlösungen zu entwickeln. Aber gerade diese Siedlungen brauchen eine Individualisierung und Einpassung in ihr Umfeld. Dazu ist zuallererst eine Analyse dieses Umfelds nötig.

Projektgebiet ist die Wohnbebauung um den Fridtjof-Nansen-Park in Wien-Atzgersdorf. Dieses Gebiet wurde ausgewählt, weil es verschiedene Bebauungstypen und -generationen umfasst und weil es nicht durch die öffentliche Diskussion oder spezielle BewohnerInnenzusammensetzung als Negativbeispiel gebrandmarkt ist. Dadurch scheint eine Konzentration auf bauliche und städtebauliche Verbesserungsvorschläge leichter möglich. Die Nähe zur Schnellbahn ergibt eine zusätzliche Chance.

### 5.1. Methoden der Sozialraumanalyse

Bei der Analyse von Stadtteilen spielen die Methoden der Sozialraumanalyse eine wichtige Rolle. Sie hat sich in der Soziologie als Überbegriff für sämtliche Untersuchungsmethoden eingebürgert, die sich mit dem Verhältnis von (Stadt-)Raum zu sozialen Strukturen beschäftigen. Dabei reicht das Spektrum von Vergleichen von sozialen Indikatoren über das ganze Gebiet einer Stadt bis zu sehr quartierspezifischen Methoden.<sup>231</sup> Auch auf Großwohnsiedlungen wurde die Sozialraumanalyse schon oft angewandt.<sup>232</sup>

Die Sozialraumanalyse entwickelte sich aus einer Reihe von praktischen Untersuchungsmethoden zu Thema, und hat ihre Wurzeln in der so genannten Chicago-Schule der 1920er Jahre, wo zum ersten Mal systematisch Zusammenhänge zwischen räumlichen und sozialen Strukturen untersucht wurden.<sup>233</sup>

Von Anfang an war diese Analyseform von einer Dualität zwischen der Analyse von strukturellen Daten und der Beobachtung von Verhaltensmustern geprägt.<sup>234</sup> Viele praktische Anwendungen und Versuche trugen zur Weiterentwicklung bei. Für Architektur und Städtebau ist vor allem der Zusammenhang zwischen Raumgestalt und Raumeignung von Interesse, das heißt welche Räume welches raumeignende Verhalten begünstigen oder verhindert. Eine beispielgebende Dokumentation, die sich dieser Frage widmete, ist die so genannte Burano-Methode. Sie wurde 1972 von einer Gruppe deutscher StadtplanerInnen bei einem Besuch der Lagune von Venedig entwickelt und in der Folge oft zum Vorbild genommen. Sie beobachteten auf der Insel Burano eine außerordentliche Dichte der Kommunikation unter den EinwohnerInnen, und dokumentierten diese.<sup>235</sup> Dabei beobachteten sie mehrere Plätze in Burano zu verschiedenen Tageszeiten jeweils eine halbe Stunde lang und dokumentierten



die Handlungen aller anwesenden Personen sowohl textlich als auch kartographisch. Ihr Ergebnis ist, dass Kommunikationsdichte nicht unbedingt durch Wohndichte wächst, sondern dass die Multifunktionalität des öffentlichen Raumes und der angrenzenden Zonen der Gebäude auch ausschlaggebend sind.<sup>236</sup>

Eine Reihe solcher Analysemethoden hat sich bis heute entwickelt. Wir wollen uns hier auf diejenigen konzentrieren, die sich auf die Rolle von Jugendlichen im Stadtraum anwenden lassen. Sie sind eine der in Großsiedlungen benachteiligten Gruppen und wie bereits erwähnt sind die Infrastruktureinrichtungen für sie meist eher unterentwickelt. Analoge Methoden können auch für ältere Menschen angewandt werden.<sup>237</sup> In Bereich der Jugendlichen haben Ulrich Deinet und Richard Krisch in zwei Handbüchern zur sozialräumlichen Jugendarbeit die wesentlichen methodischen Ansätze zusammengefasst.<sup>238</sup> Diese Ansätze werden bei der Planung von neuen und der Neuausrichtung und Umgestaltung von bestehenden Jugendzentren, zum Beispiel auch beim Verein Wiener Jugendzentren, als Grundlage herangezogen.<sup>239</sup>

Am Anfang steht dabei eine Sozialraumbeschreibung, bei der wesentliche Daten und Fakten über den Stadtteil, auf den sich die Einrichtung beziehen soll, zusammengetragen werden. Dabei wird zuerst ein strukturelles Profil aufgrund der geografischen Lage, Verkehr, Bebauung und sozialer Infrastruktur erstellt. Darauf folgt ein soziales Profil. Dazu wird zuerst die demographische Struktur (Alter, Geschlechterverhältnis, Herkunft, Bildung, ...), sowie die wirtschaftliche Situation und Struktur des Gebiets erhoben. Die für die Jugendeinrichtung relevanten Fragen sind „Welche Kinder, Jugendliche, Erwachsene gibt es im Stadtteil?“, „Wie leben sie in diesem Sozialraum?“, „Welche Aneignungschancen gibt es für Kinder und Jugendliche in diesem Stadtteil?“ und „Was sind unsere Zielgruppen?“ Zu ihrer Beantwortung werden noch weitere empirische Methoden angewandt: Zum Beispiel die Institutionenbefragung, die Strukturierte Stadtteilbegehung, die

Nadelmethode, die Fremdbilderkundung, der Jugendkulturenraster und andere mehr.<sup>240</sup>

Das Ziel dieser Verfahren ist es, Verständnis dafür zu entwickeln, wie die Lebenswelten Jugendlicher in engem Bezug zu ihrem konkreten Stadtteil, zu ihren Treffpunkten, Orten und Institutionen stehen und welche Freiräume oder auch Barrieren Jugendliche in ihren Gesellungsräumen sehen.<sup>241</sup>

### Institutionenbefragung

Bei der Institutionenbefragung geht es darum, den speziellen Einblick in die sozialräumlichen Stärken und Schwächen eines Stadtteils aus der Sicht der befragten Institutionen zu eruieren. Anhand eines Leitfadens werden Gespräche mit für das Viertel wichtigen Institutionen geführt.<sup>242</sup>

### Strukturierte Stadtteilbegehung

Die strukturierte Stadtteilbegehung ist ein zweistufiges Beobachtungs- bzw. Befragungsverfahren. Im ersten Schritt werden in einem klar definierten Gebiet zu verschiedenen Tageszeiten und an verschiedenen Wochentagen Rundgänge gemacht, ohne aber Kontakt mit Bevölkerungsgruppen zu suchen. In einem zweiten Schritt werden Begehungen mit Kindern oder Jugendlichen aus dem Stadtteil gemacht oder Jugendliche vor Ort befragt, welche Orte sie gerne aufsuchen, was sie dort gerne tun, was die Qualitäten und was die Defizite dieser Orte sind. Auf diese Weise kommt man zu einer differenzierten Einschätzung der Vorgänge im Untersuchungsgebiet, die auf verschiedenen Interpretationen und Blickwinkel beruht.<sup>243</sup>

### Nadelmethode

Die Nadelmethode eignet sich besonders für bereits existierende Jugendeinrichtungen. Hier wird auf einer Stellwand ein Plan aufgehängt, und die Jugendlichen sollen mit verschiedenfarbigen Nadeln ihre Lieblingsorte, ihren Wohnort oder ähnliches markieren. Bei einer ausreichenden TeilnehmerInnenzahl ergibt sich so ein recht klares Bild über attraktive und unattraktive Orte. Werden für bestimmte Kriterien wie Alter oder Geschlecht Nadeln in verschiedenen Farben benutzt, so sind nach

Abschluss des Projekts differenzierte Aussagen z.B. über bei Mädchen beliebte Orte möglich. <sup>244</sup>

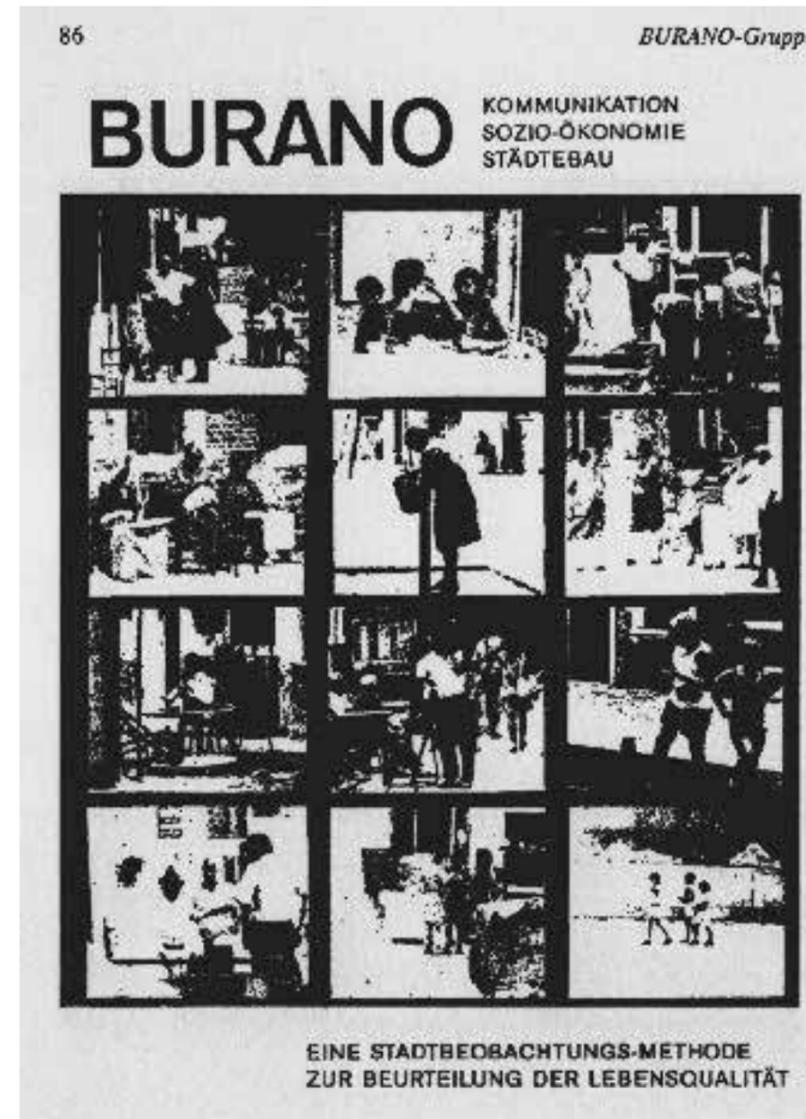
### Fremdbilderkundung

Bei der Fremdbilderkundung werden Erwachsene StadtteilbewohnerInnen und Jugendliche zu ihrer Sicht auf die Jugendeinrichtungen des Viertels befragt. Somit kann die Wahrnehmung einer Institution und ihre Ausrichtungsqualität erkundet werden. Dieses Verfahren ist somit nur für bereits existierende Einrichtungen relevant. <sup>245</sup>

### Jugendkulturenkataster

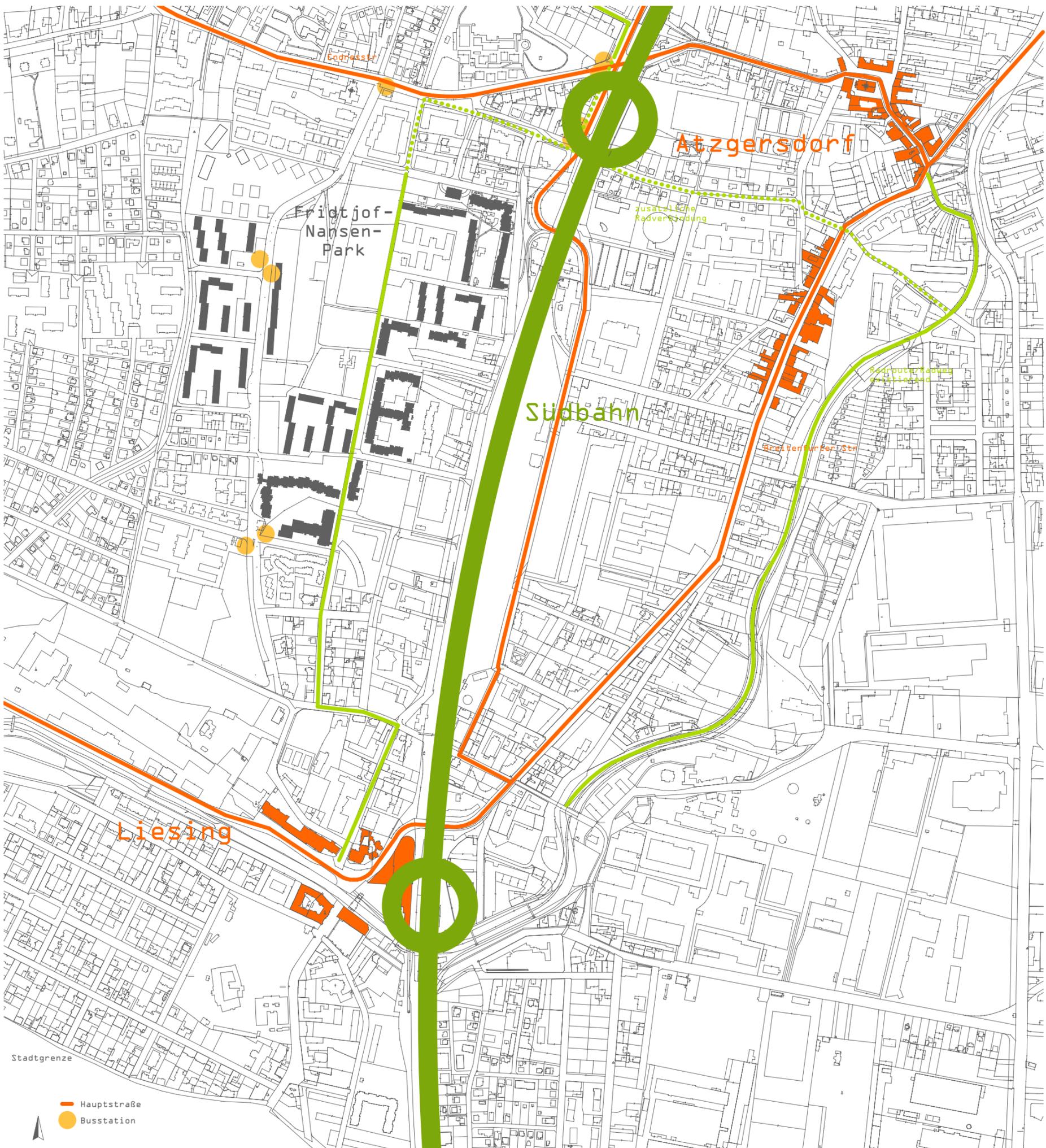
Ein Cliquenraster stellt eine Möglichkeit dar, die Cliquen und Zusammenschlüsse von Jugendlichen in einem Stadtteil zu erfassen. Dazu werden Beobachtungen und Befragungen von Jugendgruppen durchgeführt, um die vorhandenen Jugendkulturen und ihre Probleme besser kennen zu lernen. <sup>246</sup>

Die vorliegende Arbeit orientiert sich an diesen Methoden. Wie unschwer zu erkennen ist, sind manche davon aber nicht optimal für eine von der praktischen Jugendarbeit losgelösten Diplomarbeit geeignet, andere zu aufwändig. Eine komplette Lebensweltanalyse würde den Rahmen dieser Arbeit auch sprengen. Daher wurden zur Analyse und Entwicklung des vorliegenden Projekts einige der angesprochenen Methoden vereinfacht angewandt, sowie um andere Analysemethoden ergänzt.



aus: Riege 2002, S.86





Atzgersdorf

Friedtjof-Narsen-Park

Südbahn

Liesing

zusätzliche  
Radverbindung

Radroute, Radweg  
anschließend

Erdrasstr.

Stadtgrenze

- Hauptstraße
- Busstation



## 5. 2. Atzgersdorf- West: Analyse

### 5. 2. 1. Geschichte

Atzgersdorf ist ein traditionelles Industriegebiet im 23. Wiener Gemeindebezirk (Liesing) im Süden von Wien. Im 19. Jahrhundert siedelten sich hier eine Reihe von Industriebetrieben an, die die Nähe zur Südbahn und die Wasserkraft des Liesingbaches nutzten. So wurde Atzgersdorf als Arbeiterviertel geprägt. Vor allem die Osram-Glühlampenfabrik (jetzt im benachbarten Erlaa) wurde international bekannt.<sup>247</sup> Heute noch ist ein ganzer Streifen östlich der Südbahn mit Industriegebäuden besetzt, von denen viele aber ungenutzt sind und wo eine Konversion zum Wohngebiet stattfindet.

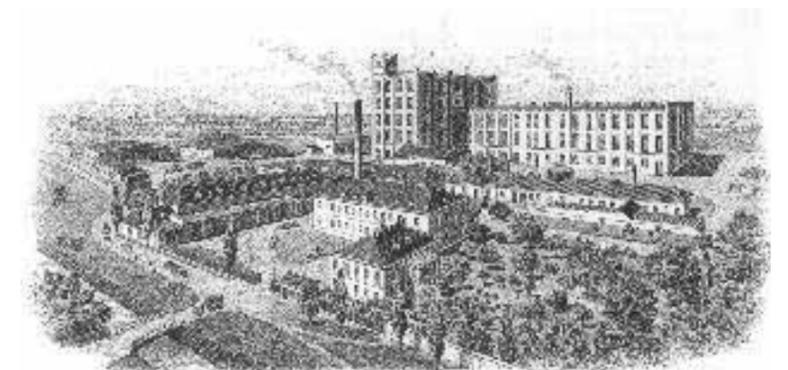
Der Ortskern von Atzgersdorf liegt östlich der Bahnlinie. Westlich der Südbahn lag vor dem zweiten Weltkrieg ein Weinberg. Anfang der 60er Jahre begann die Planung für mehrere Tausend neue Gemeindewohnungen an diesem Ort. Der Flächenwidmungs- und Bebauungsplan wurde im Jahr 1964 beschlossen und ist in typischen Zeilen gehalten, die von Freiflächen umgeben sind. Die außerordentliche Grünraumsituation – im Zentrum der Siedlung liegt der größten Park Liesings, der Fridtjof-Nansen-Park - dürfte aus speziell glücklichen Rahmenbedingungen entstanden sein. Laut Maximilian Stony, Leiter des Liesinger Bezirksmuseums handelt es sich bei dem Fridtjof-Nansen-Park um einen ehemaligen Weingarten, der ab dem 2. Weltkrieg und darüber hinaus als Mülldeponie benutzt wurde. Eine Bebauung dieses Geländes wäre also ohne eine aufwändige Verfuhr und neue Deponie des Mülls nicht möglich gewesen, weshalb die Planung eines Parks nahe lag.

Über die Entstehungsgeschichte der Wohnbauten rund um den Fridtjof-Nansen-Park ist es nicht leicht, Fakten in Erfahrung zu bringen. Nachdem sie nicht als einheitliche Siedlung mit einem Namen, wie zB die Großfeldsiedlung, entstanden ist – die einzelnen Bauten wurden in verschiedenen Bebauungsschritten zwischen 1966 und 1979

nach unterschiedlichen Planungen errichtet -wird sie in den einschlägigen Fachbüchern nicht erwähnt, stadtplanerische Konzepte sind daher nicht genauer dokumentiert. Auch in der 1991 von Karl Czasny und Heidrun Feigelfeld erstellten Untersuchung der Großwohnanlagen in Österreich, in dessen Rahmen auch der Versuch zur vollständigen Auflistung der Anlagen unternommen wurde, scheint das Gebiet nicht auf. Czasny und Feigelfeld bezeichnen in Wien Siedlungen mit mehr als 500 Wohneinheiten, die eine räumliche Einheit bilden, relativ zeitgleich errichtet worden und strukturell gegenüber der Umgebung hervorstechen als Großwohnanlagen.<sup>248</sup> Diesen Kriterien würde das Gebiet entsprechen. Offensichtlich wurden die einzelnen Bauten, die für sich genommen weniger Wohneinheiten umfassen nur unabhängig von einander gesehen – der räumliche Zusammenhang wurde nicht hergestellt.

Neben den Wohnbauten sieht der Flächenwidmungs- und Bebauungsplan von 1964 minimale Flächen als Geschäftsflächen vor – jeweils ca. 100 m<sup>2</sup> Bruttogeschoßfläche im nördlichen und im südlichen Teil des Gebiets (Die Siedlung hat heute etwa 2.000 Wohneinheiten). Darüber hinaus wurde der Streifen entlang der Südbahnlinie und Dirmhirngasse als Betriebsgebiet gewidmet. Bis heute hat sich dort aber kein Betrieb angesiedelt, der Grossteil ist unbebaute Brache. Der Eigentümer eines größeren Grundstücks strebt die Errichtung von Wohnbauten an, da Gewerbebetriebe diesen Standort wegen des schlechten Anschlusses an das Straßennetz nicht als attraktiv empfinden. Der gute Anschluss an das Schienennetz wird nicht nachgefragt.<sup>249</sup>

Es wurde also bereits in den 60er Jahren versucht, die in den Prinzipien der Charta von Athen verankerte räumliche Nähe von Wohn- und Betriebsgebieten zu realisieren, offensichtlich war es aber nicht ausreichend das Gebiet als Betriebsgebiet zu widmen, um das zu erreichen.



Die Westinghouse-Glühlampenfabrik in Atzgersdorf, ein frühes Joint Venture – hier „Auer“ – Glühlampenfabrik des Erfinders Carl Auer von Welsbach, arbeitete mit der amerikanischen Westinghouse-Gruppe zusammen.

aus: Trinker 2002, S. 88



Eines der ersten, von Porr errichteten Gebäude  
(siehe auch S. 34)

### 5. 2. 2. Generationen des Wohnbaus

In Atzgersdorf-West können die wesentlichen Entwicklungen im Wohnungsbau der damaligen Zeit gut nachvollzogen werden.

In den späten 60er Jahren, ab 1966 errichteten die Baufirmen Porr und Rella-Union in der nordöstlichen Ecke des Gebiets, nahe der S-Bahn-Station Atzgersdorf die ersten vier- und achtgeschossigen Wohnbauten. Die Planung wurde dabei jeweils ohne Architekten, aber in Anlehnung an die Mustergrundrisse von Oskar und Peter Payer durchgeführt. Von den von der gemeindeeigenen Montagebau errichteten Gebäude der Periode unterscheidet diese Bauten in erster Linie das Dach. Während die Montagebau schon Flachdachlösungen umsetzte, bauten Porr und Rella-Union Satteldächer. Diese Generation ist in der typischen strengen Zeilenstruktur gehalten, wobei am Ende der sechziger Jahre im oberen Bereich, westlichen Bereich der Siedlung noch zusätzliche, niedrigere Zeilenbauten in konventioneller Bauweise errichtet wurden.

In den siebziger Jahren wurde versucht, das monotone Äußere durch komplizierter Formen aufzulockern. Mehrere Bauten befinden sich im Gebiet, die mit ausladenden Balkonen, vor- und zurückspringenden Gebäudeteilen und gewundenen und Hakenformen dieser Periode zuzuordnen sind.

Schließlich gab es in der zweiten Hälfte der 70er auch eine Renaissance der Wiener Hofform, die als „urban“ angesehen wurde. Auch dafür findet sich ein Beispiel in Atzgersdorf.

Sämtliche Gebäude aller Generationen sind soziale Wohnbauten im Eigentum der Gemeinde Wien.

### 5. 2. 3. Überblick Atzgersdorf-West

Das Gelände steigt von der S-Bahn-Linie ausgehend Richtung Westen an. Die Bauten sind höhenmäßig gestaffelt von acht Geschoßen an der S-Bahn bis vier Geschossen am obersten Ende und sind rund um den Fridtjof-Nansen-Park angeordnet. Dieser Park liegt über einer ehemaligen Mülldeponie und konnte deshalb nicht verbaut werden, er stellt den größten und wichtigsten Park in diesem Teil Liesings dar.

An der Ostseite ist das Gebiet von der Südbahnlinie abgegrenzt, die nicht nur eine bedeutende Nahverkehrsachse darstellt, sondern auch für den Fern- und Güterverkehr als Verbindung von Wien nach Graz, Slowenien, Kroatien bzw. Klagenfurt und Italien eine große Bedeutung hat und entsprechend stark befahren ist.

Die Anbindung des bearbeiteten Gebiets erfolgt über die Schnellbahnstation Atzgersdorf in der nordöstlichen Ecke. Da das Gebiet grob 700x500m groß ist, ist diese Lage nur für einen Teil der Siedlung gut erreichbar. Auf der Rudolf-Zeller-Gasse im westlichen Teil des Gebiets verkehrt eine Buslinie, die sowohl zur S-Bahn-Station als auch zum Zentrum von Liesing mit dem Bahnhof fährt.

Nördlich und westlich schließen an die Siedlung vorwiegend Einfamilienhäuser und kleine Wohnhäuser mit wenigen Wohnungen an, südlich jüngere Genossenschaftsbauten mit drei bis vier Geschoßen.

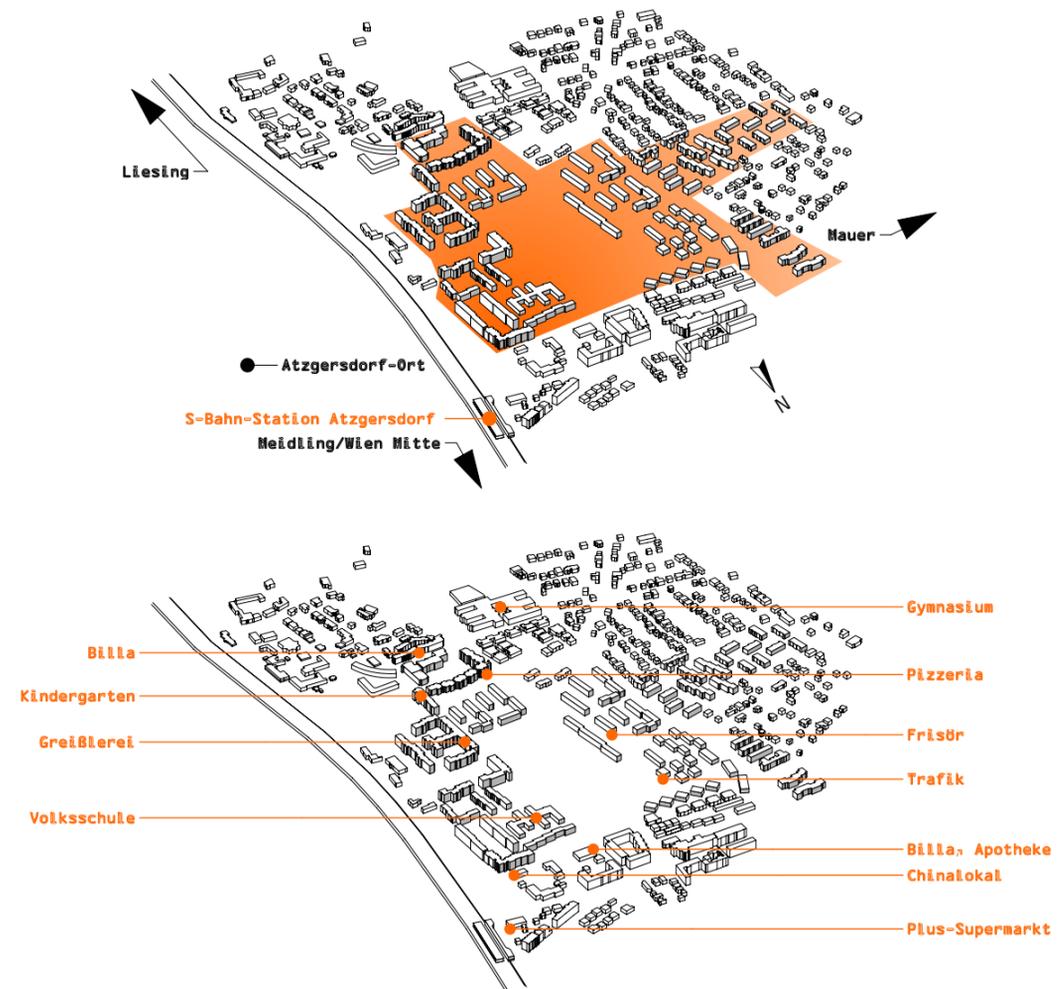
Auf der anderen Seite der Bahnlinie befindet sich ein niedergehendes Gewerbegebiet, das in der Phase der Konversion zu einem Wohngebiet begriffen ist, wobei die Stadt Bestrebungen Richtung gemischter Nutzungen hat. Die gesamte Achse entlang der Schnellbahn ist im Stadtentwicklungsplan 2005 als Siedlungsschwerpunkt definiert.<sup>250</sup>

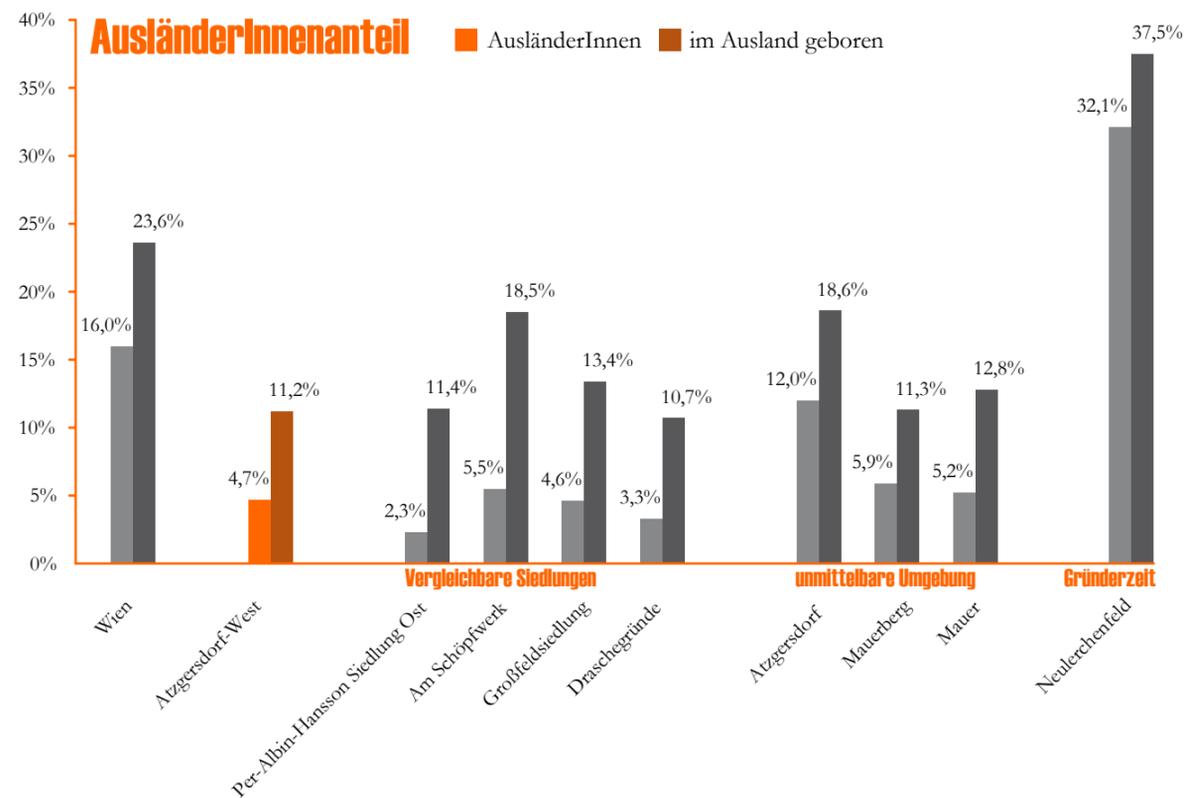
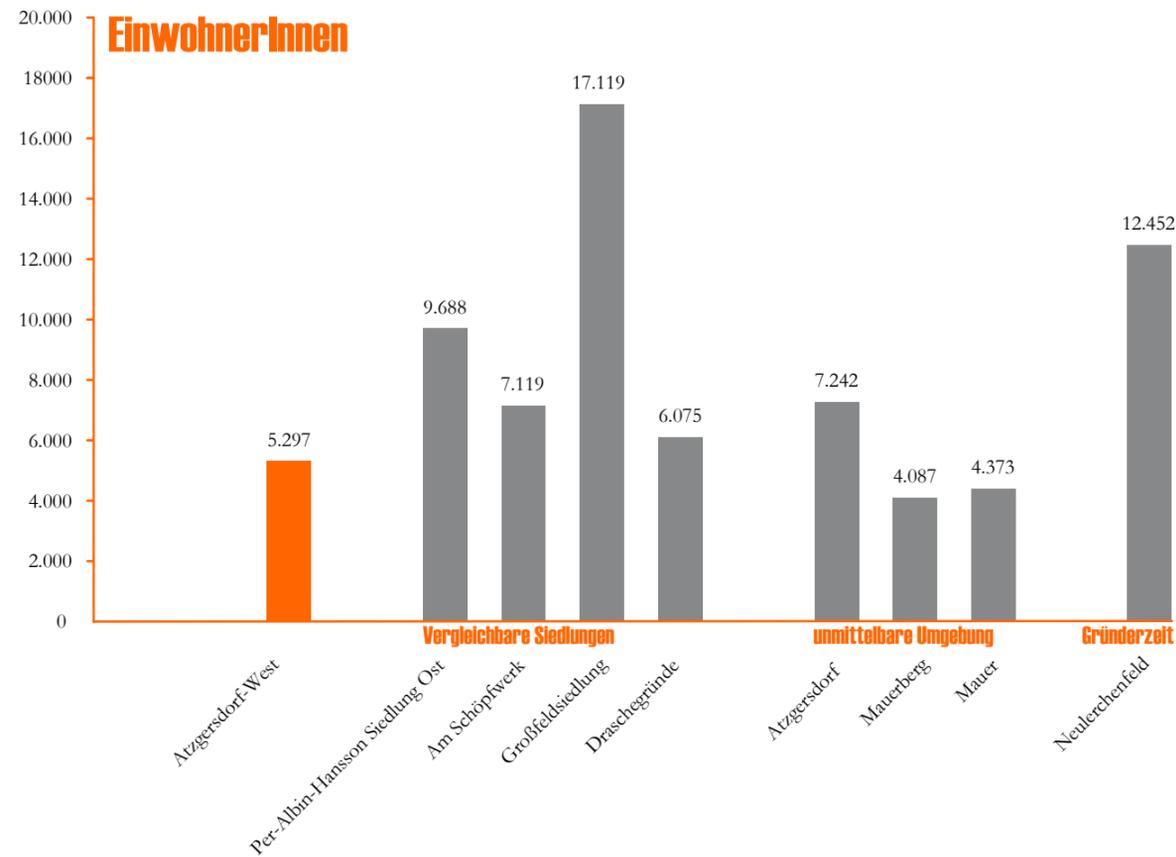
Die nächsten Stadtteilzentren mit Läden und ähnlicher Infrastruktur befinden sich im historischen Kern von Atzgersdorf, an der Breitenfurter Str, und am Liesinger Platz vor dem Bahnhof.

#### 5. 2. 4. Vorhandene Einrichtungen

Das Gebiet ist fast ausschließlich mit Wohngebäuden bebaut. An Versorgungsinfrastruktur gibt es drei Supermärkte und eine Apotheke, die jeweils in Randbereichen der Siedlung liegen und eine Trafik und ein kleiner Laden in der Mitte des Wohngebiets. An der Rudolf-Zeller-Gasse gibt es einen Frisörsalon. Die Gastronomie besteht aus zwei Pizzerien und einem Chinalokal, wieder allesamt an den Rändern des Gebiets gelegen. Im Zentrum der Siedlung, am Rande des Fridtjof-Nansen-Parks liegt die Volksschule, am südlichen Rand ein Gymnasium. Der nächste Kindergarten ist auf der anderen Seite der Schnellbahn gelegen, unmittelbar hinter dem Durchgang durch die Schnellbahnstation.

Eine besondere Qualität bieten die Sport- und Spielplätze im Zentrum des Fridtjof-Nansen-Parks, mit einem ausgedehnten Skaterpark. Sie sind über die Siedlung hinaus Anziehungspunkt für Sport- und Skateboardinteressierte. Die Spielplätze zwischen den Wohnzeilen sind dagegen stark zurückgebaut und meist auf eine Sandkiste reduziert.





Quelle: Statistik Austria. Volkszählung 2001, Hauptergebnisse Wien

### 5. 2. 5. Statistische Eckdaten

Die Daten von Statistik Austria werden nach so genannten Zählgebieten erhoben. Die bearbeitete Siedlung liegt fast zur Gänze im Zählgebiet Atzgersdorf-West. Dieses Gebiet beinhaltet darüber hinaus noch den nördlich angrenzenden Bereich von Einfamilienhäusern und kleineren Wohngebäuden, sowie einige wenige südwestlich gelegene Einfamilienhäuser. Im Zählgebiet Atzgersdorf-West gibt es insgesamt 2.489 Wohneinheiten, davon sind 1.899 zwischen 1961 und 1980 errichtet.<sup>251</sup> Es ist davon auszugehen, dass dieser Hauptteil der Bebauung im wesentlichen die bearbeitete Siedlung ausmacht.

Als Vergleichsobjekte wurden drei andere monofunktionale Gemeindewohnsiedlungen der 60er und 70er Jahre gewählt. Zwei davon liegen ebenfalls eher am Rande Wiens -- die Per-Albin-Hansson-Siedlung Ost in Favoriten und die Großfeldsiedlung in Floridsdorf, eine Siedlung, Am Schöpfwerk, liegt etwas zentraler im migrationsgeprägten Bezirk Meidling. Alle drei stammen aus der gleichen Zeit und haben ähnliche bauliche Strukturen. Diese drei Siedlungen sind alle größer als die bearbeitete, und haben im Gegensatz zum bearbeiteten Gebiet, das kaum bekannt ist, einen schlechten Ruf.<sup>252</sup> Bei der Beschäftigungssituation wurde außerdem mit einer jüngeren, aber in anderen Merkmalen wie Größe, Lage im Bezirk und Ruf ähnlicheren Siedlung, den Draschegründen verglichen.

Dem wird ein gründerzeitliches Wohngebiet mit hohem AusländerInnenanteil gegenübergestellt, Neulerchenfeld in Ottakring, das auch den bekannten Wiener Brunnenmarkt beinhaltet.

Außerdem wurden Vergleiche mit der unmittelbaren Umgebung des bearbeiteten Gebiets angestellt, und zwar mit dem alten Ortskern von Atzgersdorf östlich der Bahnlinie, sowie mit den Einfamilienhaus- und kleineren Wohnhausgebieten westlich der Schnellbahn (Mauer, Mauerberg).

Das Zählgebiet Atzgersdorf-West hatte 2001 5.297 Einwohner, mit einer Altersstruktur die ungefähr dem Wiener Schnitt entspricht. 13,4% sind unter 15 Jahre alt, 21,9% über 60. 1991 war die Altersstruktur in Atzgersdorf-West



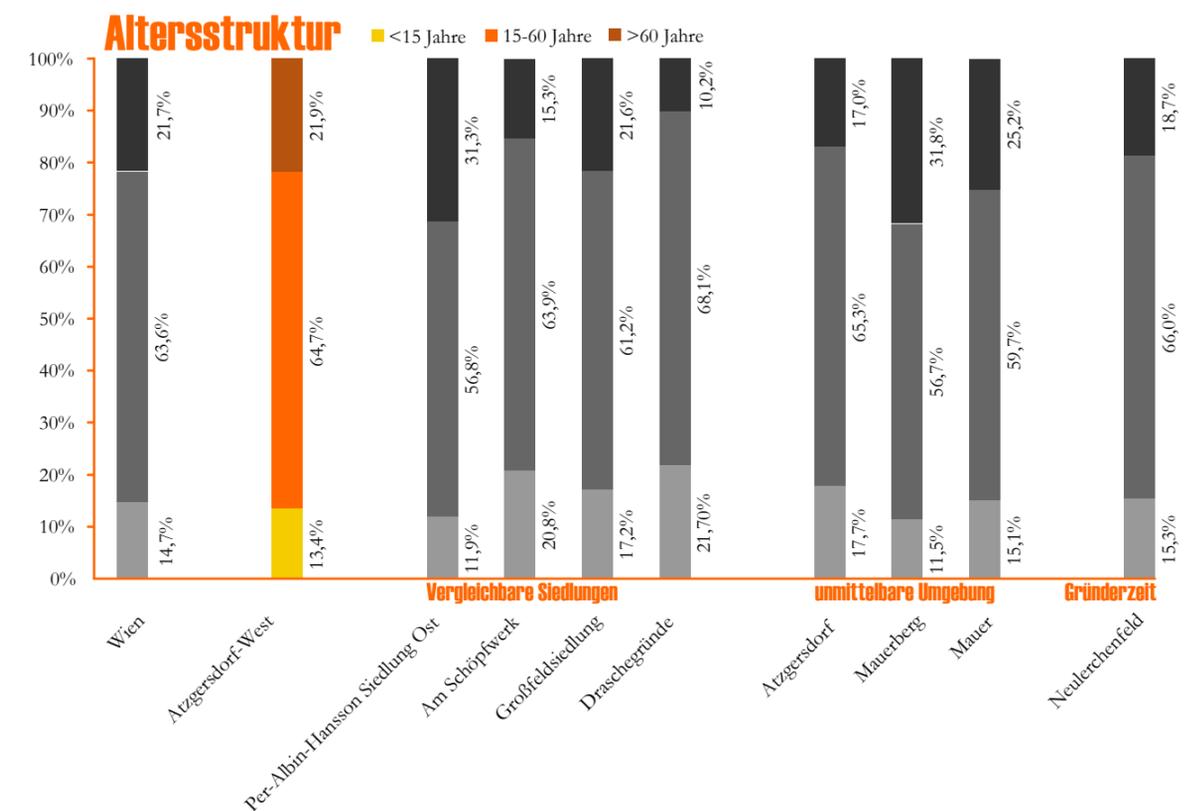
noch etwas jünger – 16,3 und 14,5%.<sup>253</sup> In Siedlungen, die innerhalb von wenigen Jahren erbaut wurden, gibt es oft eine allgemeine Tendenz zur gemeinsamen Alterung der BewohnerInnen, da bei der Erstbesiedlung meist junge Familien einzogen. Erst ab dem 4. Jahrzehnt nach der Errichtung beginnt sich nach Czasny und Feigelfeld<sup>254</sup> eine Ablösung dieser Tendenz abzuzeichnen. In Atzgersdorf-West, das von 1966 bis 1979 bebaut wurde, könnte dieser Prozess jetzt einsetzen. Außerdem ist Neubautätigkeit im Gebiet und in seinem näheren Umfeld geplant ist und daher mit Zuzug von jüngeren Menschen zu rechnen.<sup>255</sup> Auch im Vergleich mit der sehr alt strukturierten Per-Albin-Hanson-Siedlung, und den überdurchschnittlich jung strukturierten Gebieten Großfeldsiedlung und Am Schöpfwerk liegt Atzgersdorf-West im Mittelfeld.

Der Dorfkern von Atzgersdorf ist deutlich jünger strukturiert, 17,7% sind unter 15, 17,0% über 60. Die Einfamilienhausviertel von Mauerberg stehen mit 31,8% über 60 in der anderen Richtung hervor.<sup>256</sup>

Der Anteil an AusländerInnen ist, da die Gemeinde bisher nur ÖsterreicherInnen als MieterInnen akzeptierte, extrem unterdurchschnittlich, 4,7% gegenüber 16% im Wiener Schnitt. Dabei ist anzumerken, dass der gesamte Bezirk Liesing nur 6,7% ausländische Staatsangehörige verzeichnet. Diese Werte sind durchaus typisch für ähnliche peripher gelegene Gemeindebaugebiete. Die Großfeldsiedlung hat mit 4,6% fast genau den gleichen AusländerInnenanteil wie Atzgersdorf West, die Per-Albin-Hanson-Siedlung Ost in Wien-Favoriten beherbergt mit 2,3% noch weniger EinwanderInnen. Das Schöpfwerk liegt mit 5,5% etwas darüber.

Dem gegenüber hat der alte Ortskern von Atzgersdorf 12,0% ImmigrantInnen, ein typisches gründerzeitliches, durch Einwanderung geprägtes Viertel wie Neulerchenfeld 32,1% ImmigrantInnen.<sup>257</sup>

Bei im Ausland Geborenen ist es ähnlich: 11,2% gegenüber 23,6% in ganz Wien. In der Per-Albin-Hanson-Siedlung Ost und der Großfeldsiedlung sind die Werte fast gleich, das Schöpfwerk liegt mit 18,5%



Quelle: Statistik Austria. Volkszählung 2001, Hauptergebnisse Wien

etwas darüber. Die Wohnsiedlungen der Gemeinde haben also durchwegs stark unterdurchschnittlichen Einwandereranteil, einzig das im migrationsgeprägten Meidling gelegene Schöpfwerk kommt mit seinen Werten auch nur in die Nähe der Gesamtstadt.<sup>258</sup> Hier ist eine Veränderung zu erwarten, da durch ein Urteil des europäischen Gerichtshofs seit Anfang 2006 auch ImmigrantInnen Zugang zu Wiener Gemeindewohnungen erhalten.

Auffällig ist Atzgersdorf ein deutlicher Überhang an Angestellten und Beamten (67,9% statt 60,1% in ganz Wien) bei weniger ArbeiterInnen (24,3% statt 30,2% in ganz Wien). Die Großfeldsiedlung und die Per-Albin-Hanson-Siedlung Ost sind im Verhältnis Angestellte zu ArbeiterInnen nahe am Wiener Schnitt, Am Schöpfwerk ist der Anteil der ArbeiterInnen sogar höher als in Wien gesamt (54,4% Ang. zu 39,5% Arb.). Das gründerzeitliche Neulerchenfeld hat im Vergleich dazu 48,7% Angestellte und 41,3% ArbeiterInnen.

Eine Bildungsstand-Statistik konnte leider in diesem Detaillierungsgrad nicht gefunden werden, darum muss die etwas ungewöhnliche Zahl des Anteils der AkademikerInnen an den Angestellten und der FacharbeiterInnen an den ArbeiterInnen herangezogen werden. Der Anteil der AkademikerInnen an den Angestellten von 16,6% ist zwar niedriger als im Wiener Schnitt (20,5%), aber wesentlich höher als in den Vergleichssiedlungen, die alle Werte zwischen 5% und 7% aufweisen. Auch der Anteil der FacharbeiterInnen an den ArbeiterInnen ist mit 41,3% gegenüber 35% in den Vergleichsgebieten erhöht. Mögliche Gründe für dieses klare Abweichen der Bevölkerungsstruktur in diesem Punkt ergeben sich aus der Umgebung. Hier muss in Erinnerung gerufen werden, dass das Zählgebiet nicht eins zu eins mit den Gemeindebauten ident ist, sondern im nördlichen Teil Ein- und kleinere Mehrfamilienhäuser mit dabei sind, die Schätzungsweise ein Viertel der BewohnerInnen beherbergen. Die angrenzenden Gebiete mit ähnlicher Bebauungsstruktur, Mauer und Mauerberg haben einen überdurchschnittlich hohen AkademikerInnenanteil unter den Angestellten. Der alte Ortskern von Atzgersdorf hat zum Vergleich einen Wert von

12,8% AkademikerInnen. Somit kann davon ausgegangen werden, dass ein Teil dieser Diskrepanz einfach durch die Gebietsabgrenzung entsteht. Darüber hinaus kann vermutet werden, dass in diesem Umfeld, begünstigt durch die Lage rund um den Fridtjof-Nansen-Park, auch sozial nicht unterdurchschnittlich gestellte Schichten eher bereit sind im Gemeindebau zu bleiben, obwohl ihnen andere Optionen offen stehen würden.

Eine ähnliche Tendenz ist bei den Arbeitslosenzahlen zu beobachten. Das Gebiet hat eine Arbeitslosigkeit von 9,3% und liegt damit unter der Wiener Quote von 10,7% (Zahlen von 2001). Die Vergleichssiedlungen haben durchwegs eine stark überdurchschnittliche Arbeitslosenzahl von 13-15%.

Die Vermutung wird erhärtet, wenn man zum Vergleich eine weitere Siedlung, die Draschegründe, heranzieht. Die Draschegründe sind Ende der 80er/Anfang der 90er Jahre bebaut worden. Sie liegen aber ebenfalls in Liesing, sind ähnlich klein und ebenso wie die behandelte Siedlung nicht mit einem negativen Ruf behaftet. Hier ist die Arbeitslosenquote mit 7,3% noch niedriger, 69,1% der Erwerbspersonen sind in Angestelltenberufen tätig, davon aber nur 10% AkademikerInnen. 23,3% ArbeiterInnen, davon, ähnlich wie in Atzgersdorf-West überdurchschnittliche 42,2% FacharbeiterInnen. Das heißt, diese Siedlung ist in fast allen Aspekten unserem Untersuchungsgebiet ähnlich – einzig der AkademikerInnenanteil ist deutlich niedriger. Hier dürften sich die Einfamilienhäuser im Zählgebiet Atzgersdorf-West besonders bemerkbar machen. Offensichtlich gibt es Gemeindebausiedlungen, die für sozial nicht so schlecht gestellte Schichten attraktiver sind als andere, das behandelte Gebiet dürfte neben den Draschegründen dazu zählen. Im Vergleich zu den unmittelbar angrenzenden Gebieten Mauer und Mauerberg, ist jedoch auch diese Siedlung von vergleichsweise benachteiligten Schichten bewohnt.<sup>259</sup>

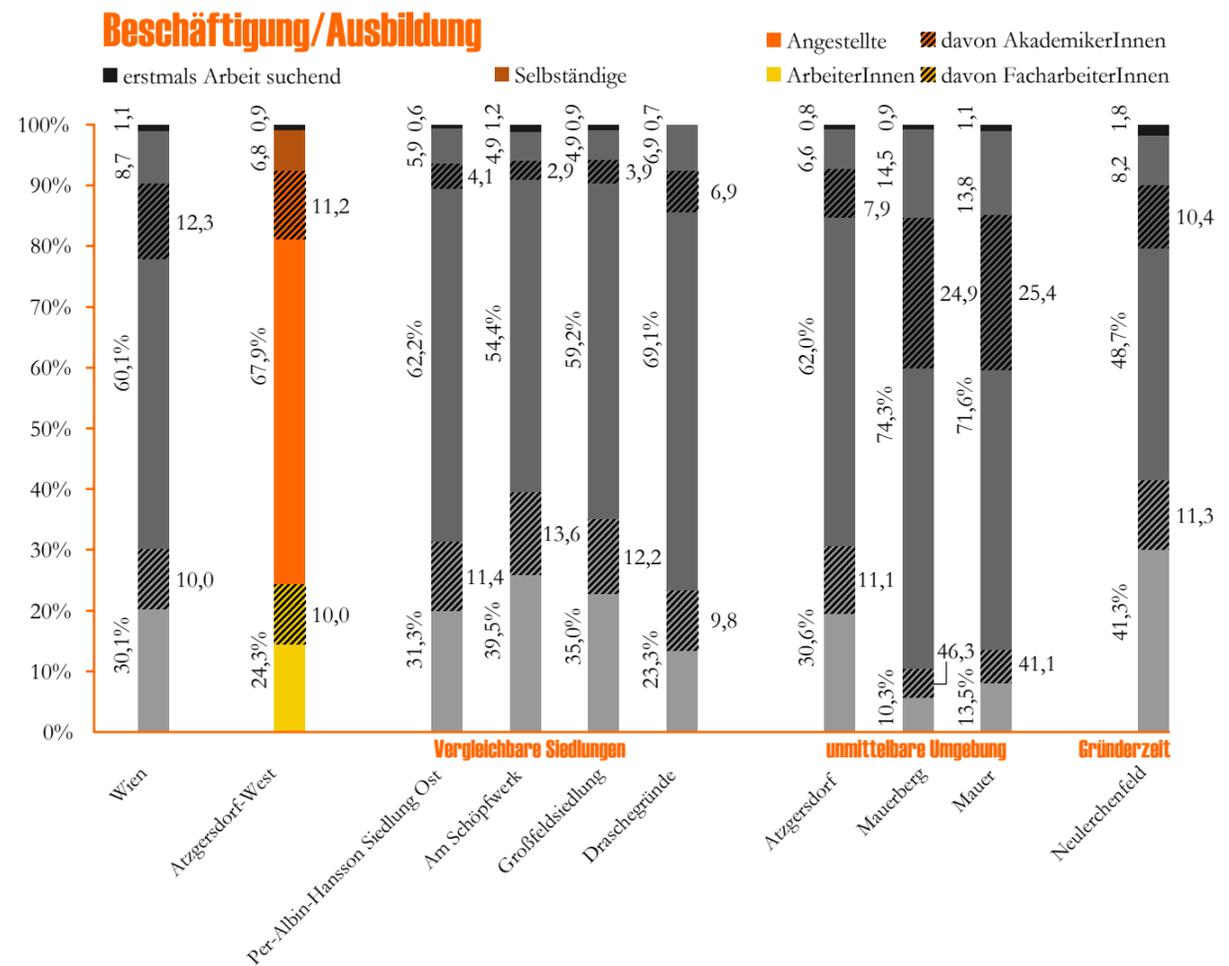
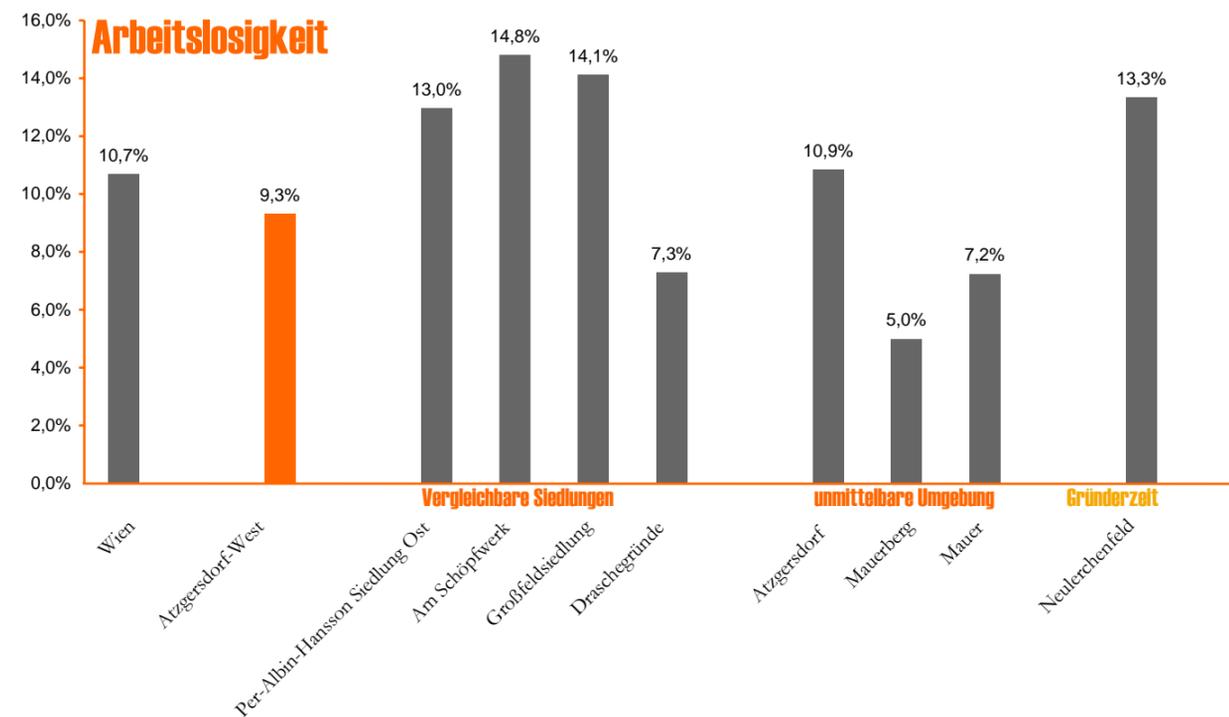
Die Wohnungsausstattung entspricht in allen untersuchten Gemeindebaugebieten dem Standard mit Heizung, Bad und WC.<sup>260</sup>

Man kann also zusammenfassen, dass Atzgersdorf-West vor allem zwei hervorstechenden Charakteristika hat:

Das Gebiet ist von der ethnischen Homogenität geprägt, die allgemein im sozialen Wohnbau am Rand von Wien zu finden ist.

Im Vergleich zu anderen Gemeindebauten gibt es aber keine ausgeprägte Benachteiligung der BewohnerInnen hinsichtlich des Ausbildungsstands und der Arbeitsplatzsituation. Die soziale Situation ist allgemein schlechter als in den westlich angrenzenden Villenvierteln, aber schon besser als zum Beispiel im östlich angrenzenden Ortskern von Atzgersdorf. Von einer Konzentration von benachteiligten Schichten kann nicht gesprochen werden.

Die Siedlung entspricht jedenfalls den Kriterien des Deutschen Verbands für Wohnungswesen, Städtebau und Raumplanung, die von Czasny und Feigelfeld auf Wien umgelegt wurden. In diesem Sinne sind Großwohnanlagen „räumlich deutlich abgegrenzte, in Planung und Durchführung zeitlich geschlossen oder zumindest abschnittsweise kontinuierlich errichtete, überdurchschnittlich große Wohnanlagen, die in der Regel gewisse einheitliche Züge in ihrer Gestaltung und/oder ihrer Bevölkerungsstruktur haben, aber nicht haben müssen; (wobei) ‚überdurchschnittlich groß‘ ein(en) je nach Stadt- und Stadtteilgefüge relativen Begriff‘ darstellt.“ Czasny und Feigelfeld legten die entsprechende Untergrenze für Wien mit 500 Wohneinheiten fest.<sup>261</sup>



### 5. 3. Insti tuti onenbefragungen

Zur Institutionenbefragung wurden in erster Linie Einrichtungen an der Schnittstelle zwischen Stadtplanung/Stadtentwicklung und Gemeinwesenarbeit vor Ort ausgewählt. Eine komplettere Institutionenbefragung unter Einbeziehung von Einrichtungen wie dem nächstgelegenen Jugendzentrum in Alt Erlaa, den Streetworkern, die von Zeit zu Zeit im Fridtjof-Nansen-Park arbeiten, der lokalen Pfarre od. ähnlich wäre wünschenswert gewesen, hätte aber den Rahmen einer architektonischen Arbeit gesprengt. Konkret wurden drei Personen befragt: Eine Vertreterin der Magistratsabteilung 21 (Flächennutzung und Stadtteilplanung) über Projekte und Entwicklungen im Gebiet, und eine Vertreterin der Lokalen Agenda 21 sowie ein Vertreter der Gebietsbetreuung zu aktuellen Planungen vor Ort, Räumen für Jugendliche in den Siedlungen und die Chancen und Risiken eines Stadtteilzentrums mit Jugendzentrum an der S-Bahn-Station Atzgersdorf.

Gespräch mit Frau DI Alexandra Rupp-Ebenspanger, MA 21

13. 4. 2006

Das Wohnbauprojekt „Suburban Block“, das soeben im Rahmen des European8-Wettbewerbs prämiert wurde und das in den nächsten Jahren auf der anderen Seite der Schnellbahn in der Steinergasse auf dem zweiten Teil des ursprünglich als „Wohnen und Arbeiten“ vorgesehenen Grundstücks errichtet werden soll, hat als Raumprogramm eine geringe Zahl von Wohnungen (250) plus „Multifunktionaler Raum“. Es handelt sich um ein ehemaliges Betriebsgrundstück, doch in diesem bereits so stark verstädterten Bereich der Südbahn gibt es Absiedelungsbestrebungen von einer Reihe von Firmen, weshalb der Bereich östlich der Südbahn im STEP als Konversionsgebiet ausgewiesen ist.

Ursprünglich war an diesem Standort im Sinne einer Nutzungsmischung sowie wegen der Lage so nahe an der Südbahnstrecke eine gewerbliche Nutzung vorgesehen. Doch die Nachfrage an Eisenbahnanschlüssen ist heutzutage bei den Gewerbebetrieben gering. Wegen der Nähe zu Wohngebäuden (vorprogrammierte Konflikte) und der schlechten Straßenanbindung für LKW hat sich kein Nutzer gefunden.

Daher wurde ein neuer Ideenwettbewerb für eine kombinierte Nutzung ausgeschrieben. Derzeit liegt das Grundstück brach.

Jugendzentrum, Bibliothek etc sind von den Architekten vorgeschlagene Nutzungen, es ist relativ unwahrscheinlich, dass das so umgesetzt wird. Eine Bibliothek ist zB nicht sinnvoll, weil erst jüngst die Zentralbibliothek Liesing eingerichtet wurde. Wahrscheinlichstes Szenario ist, dass eine nahegelegene Sozialeinrichtung, die Expansionsbestrebungen hat, einen Teil der Nicht-Wohn-Bereiche des Gebäudes in Anspruch nehmen wird. Diese Einrichtung betreibt mobile Altenpflege, Krankentransporte und Ähnliches.

Im Rahmen der Errichtung des neuen Gebäudes soll auch ein Steg über die Südbahn errichtet werden, der den Fridtjof-Nansen-Park als einzigen größeren Park in der Nähe sowie die Schulen von der anderen Seite der Eisenbahn besser erreichbar machen soll.



Über dieses Projekt hinaus sind in der Dirmhirngasse auf derzeit brachliegendem Betriebsgebiet zusätzliche neue Wohnbauten geplant (Masterplan Atelier 4).

Die Fläche zwischen dem Höpfer-Freibad und der S-Bahn-Station ist von der Gemeinde angekauft worden, um das Bad zu vergrößern und einen Kinderspielplatz anzulegen – hier ist keine Umnutzung vorgesehen.

#### Gespräch mit DI Gisela Ruland, Agenda 21 Lising

20. 4. 2006

Der Agenda – Prozess wird in Wien als Bürgerbeteiligungsbüros in den diversen Stadtteilen geführt.

Es gibt diverse Agenda-Gruppen im Bezirk. Konkret hat sich zum Planungsgebiet zum Beispiel die Gruppe Verkehr unter anderem der Frage der Kreuzung Knotzenbachstr./Lastenstr. (Ausgang S-Bahn Atzgersdorf) gewidmet, die nicht ganz gefahrlos überquert werden kann. Vorläufiges Ergebnis: Die Busstation wird auf die andere Seite verlegt, damit zum Umsteigen nicht gequert werden muss.

Die S-Bahn-Station selbst ist aufgrund ihrer Unansehnlichkeit ein Problem, auch wird von BewohnerInnen berichtet, dass immer weniger Züge hier halten.

Ein großes Thema im Bezirk sind auch die Grünflächen, wo es Projekte zur Ausweitung und Vernetzung gibt. Der Fridtjof-Nansen-Park ist einer der wenigen Parks im Bezirk, und wird stark genutzt. Problematisch ist die Zugänglichkeit aus den Gebieten von der anderen Seite der S-Bahn, hier soll eventuell durch einen zusätzlichen Querungssteg im Rahmen des European-Projekts Abhilfe geschaffen werden.

Thema Jugendliche: Ein Jugendzentrum, oder allgemeiner ein neutraler, kostenfreier Ort zum Treffen für Jugendliche („Jugendcafé“) wird stark nachgefragt, oft kommen Anfragen. Eltern erzählen auch, dass Jugendliche bis in die Shopping City Süd fahren, um sich zu treffen.

Ein mögliches Szenario wäre die Umnutzung einer der Brach liegenden Fabrikgelände auf der anderen Seite der Eisenbahnlinie, in dem bereits erste kulturelle Nutzungen (zB Proberäume für Bands) stattfinden. Im Allgemeinen sollte bei der Wahl des Standortes einer solchen Einrichtung besonders auf die Lärmbelastungsproblematik Rücksicht genommen werden.

Im Bereich Nahversorgung halten sich in derartigen Gebieten in erster Linie Gastronomie, Friseure, Apotheken.

Die verbleibende Industrie/Gewerbe auf der anderen Seite der Eisenbahnlinie wird über kurz oder lang absiedeln, das gesamte Gebiet ist im STEP als Konversionsgebiet ausgewiesen.

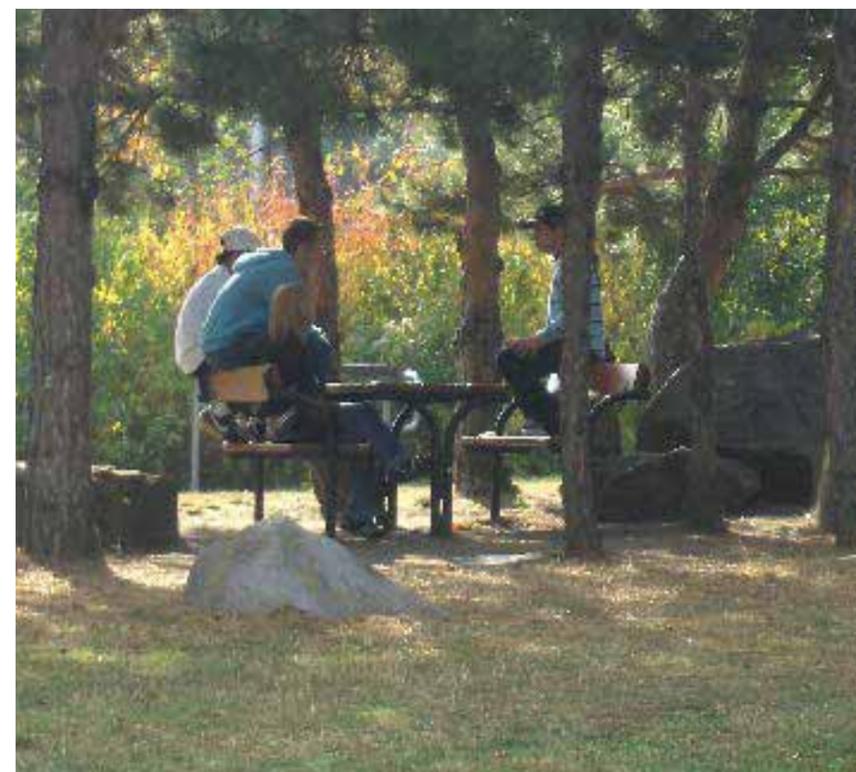
#### Gespräch mit DI Rudolf Kretschmer, Gebietsbetreuung Lising

2. 5. 2006

Der Fridtjof-Nansen-Park ist einer der wenigen Rückzugsorte für Jugendliche in dem Bereich, es gibt dort Nischen, wo man sich zurückziehen kann. Innenräume für Jugendliche gibt es praktisch keine, was für alle Jugendlichen in der Altersgruppe 13-16 Jahre und verstärkt im Winter ein Problem darstellt. Ältere sind selbständiger und können entferntere Orte aufsuchen. Dieses Problem würde auch ein Kulturzentrum in einer aufgelassenen Fabrik auf der anderen Seite der Schnellbahn nicht lösen, das wäre für diese Altersgruppe schon zu weit entfernt.

Wo Jugendeinrichtungen geplant werden, wird das oft falsch gemacht, weil sie ins Zentrum der Anlagen gelegt werden, obwohl sie eigentlich Rückzugsorte sein sollen. Auch die Räumlichkeiten sind oft ungeeignet.

In der Siedlung gibt es beständig Probleme mit Lärmbelastung. Die Zeilenbauweise trägt dabei sicher nicht zur Besserung der Situation bei. Aus diesem Grund sind auf den Spielplätzen und Kleinkinderspielplätzen sämtliche lärm erzeugenden Geräte von der Hausverwaltung entfernt worden (in der Praxis bleibt nur die Sandkiste).



„Nischen“ für Jugendliche im Park



Typischer „Spielplatz“

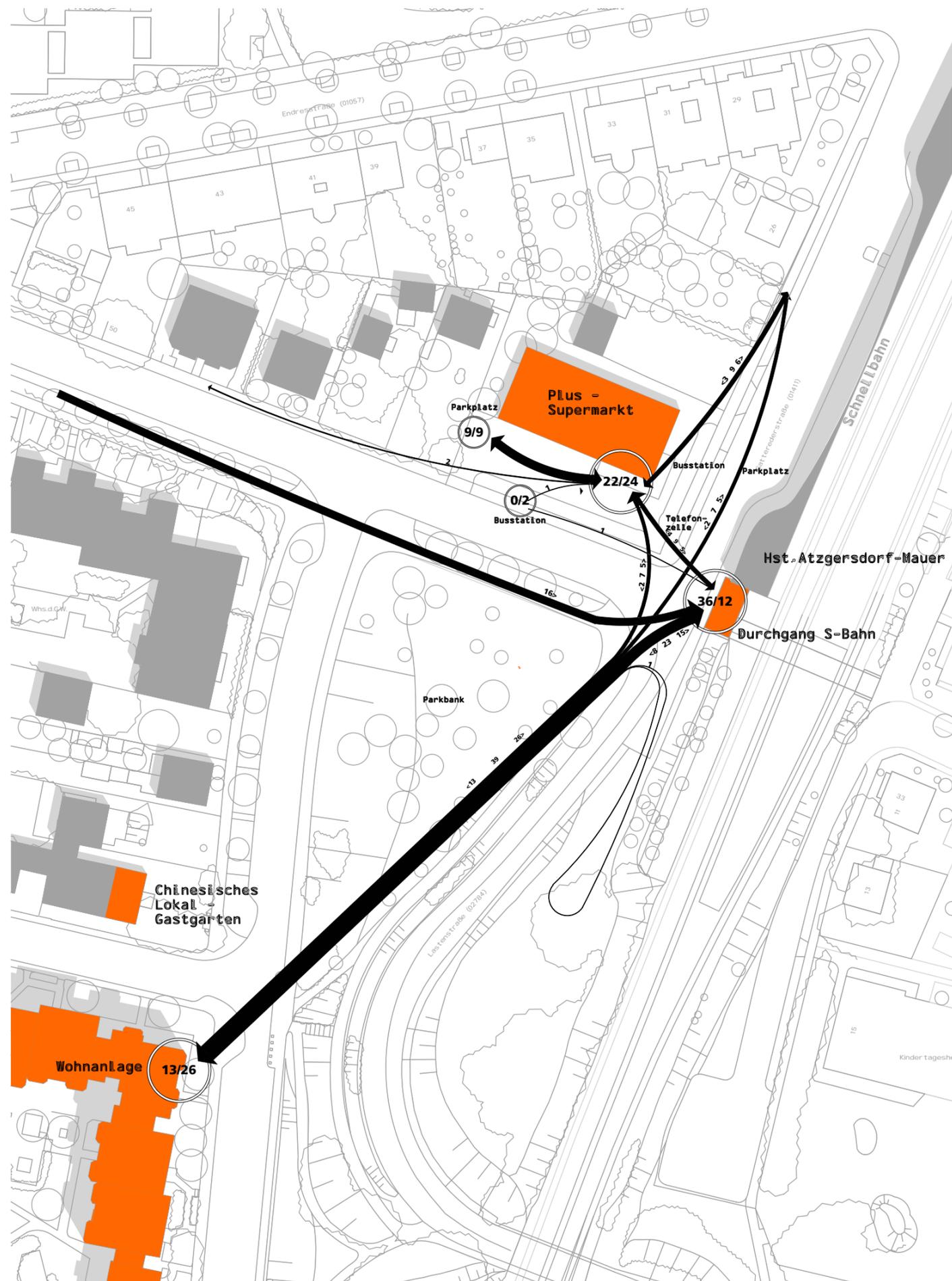
In den Gebäuden sind auch keine Räume für Jugendliche vorhanden, die Wohnbauförderung ist auch dagegen gerichtet, da sie auf eine Maximierung der vermietbaren Fläche zielt.

Es gab Versuche, einen Jugendraum in einem leerstehenden Geschäftslokal einzurichten, es scheiterte aber an abrechnungstechnischen Gründen (die anderen Hausbewohner müssten die Betriebskosten tragen, während sie das bei Leerstand nicht müssen).

Zum Betrieb eines Internet-Cafés oder Jugendtreffpunkt wäre auch eine Organisation gefragt. Verbesserungsvorschläge scheitern im allgemeinen am mangelnden Willen der verantwortlichen Institutionen.

Bezweifelt wird, ob der Standort S-Bahn-Station für ein Einkaufszentrum oder ähnliches geeignet wäre, weil kein ausreichender Einzugsbereich gegeben ist. Einkaufsmöglichkeiten gibt es über den täglichen Bedarf hinaus momentan vor allem im historischen Ortskern von Atzgersdorf, wo eine ambitionierte Gruppe von Geschäftsleuten mit Initiativen zur Attraktivierung versucht sich zu behaupten, sowie auf der Breitenfurter Straße, beides östlich der Bahnlinie.





Bereich bei der S-Bahn-Station Atzgersdorf

Samstag, 15. 7. 2006 11:00-11:30

Der Raum vor der S-Bahn-Station wird nur zum durchgehen und durchfahren mit dem Fahrrad genutzt, obwohl das Wetter durchaus zum Aufenthalt einladen würde. Einzige Ausnahme ist ein Mann, der sich bei der in der Wiese befindlichen Parkbank zu schaffen macht und telefoniert. Zwei weitere Personen führen ihren Hund „Gassi“. Der Hauptattraktionspunkt zu dieser Zeit ist der Supermarkt. Der Altersschnitt ist relativ ausgewogen, es sind keine Konzentrationen bemerkbar.

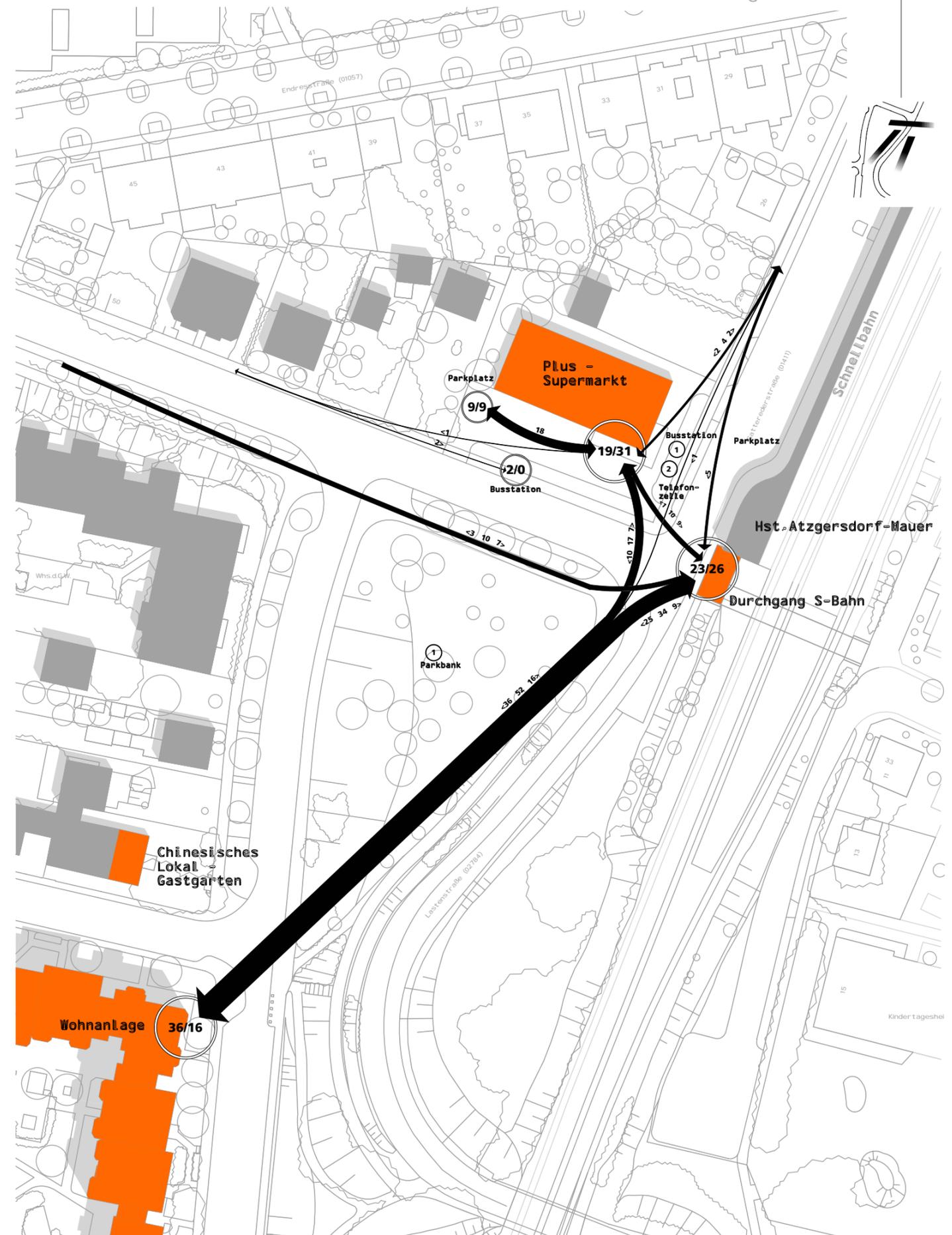
102 PassantInnen in 30 Minuten.

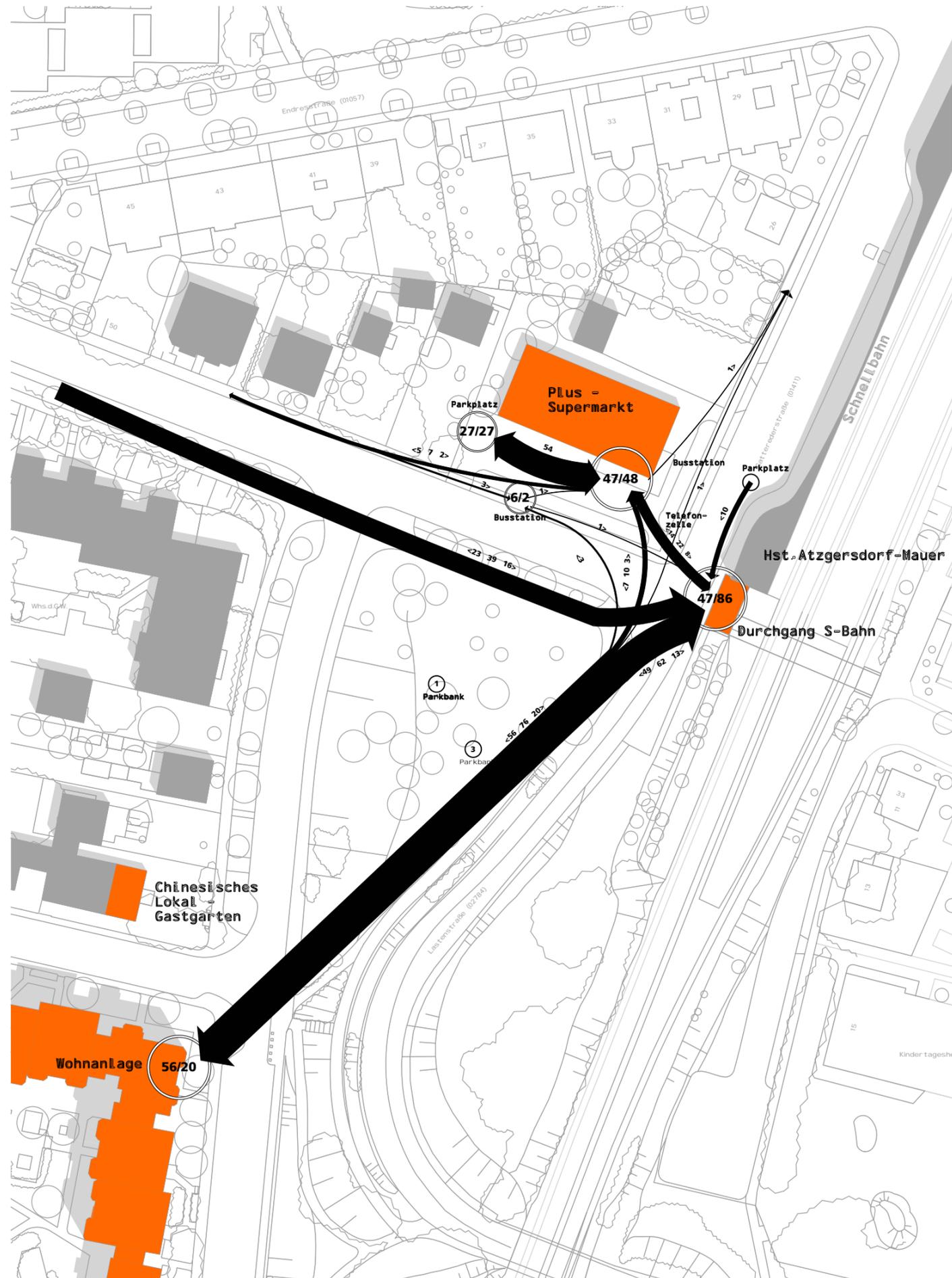
Samstag 11:00 1:1000

Samstag, 15. 7. 2006 16:00-16:30

Es bietet sich ein ähnliches Bild wie am Vormittag. Hauptattraktionspunkt bleibt der Supermarkt, das Publikum ist durchschnittlich etwas jünger. Die S-Bahn-Station wird auch oft als Durchgang bzw. Fahrraddurchfahrt zur anderen Seite der Bahn genutzt.

107 PassantInnen in 30 Minuten





Montag 17. 7. 2006 16: 40-17: 10

Deutlich dichter Auto- und Fußgängerverkehr als am Samstag. Das Gebiet wird wieder nur als Verkehrsraum genutzt. Nur einmal setzt sich eine Familie auf eine Parkbank. Das Publikum ist vorwiegend zwischen 30 und 50 Jahren alt. Die meisten kommen von der Schnellbahnstation und gehen zu den Wohnsiedlungen. Zwei junge Frauen konsultieren den Fahrplan des Busses und entscheiden sich dann für die Schnellbahn. Zwei Gruppen von Jugendlichen kommen mit viel Alkohol vom Supermarkt und verschwinden in Hauseingängen.

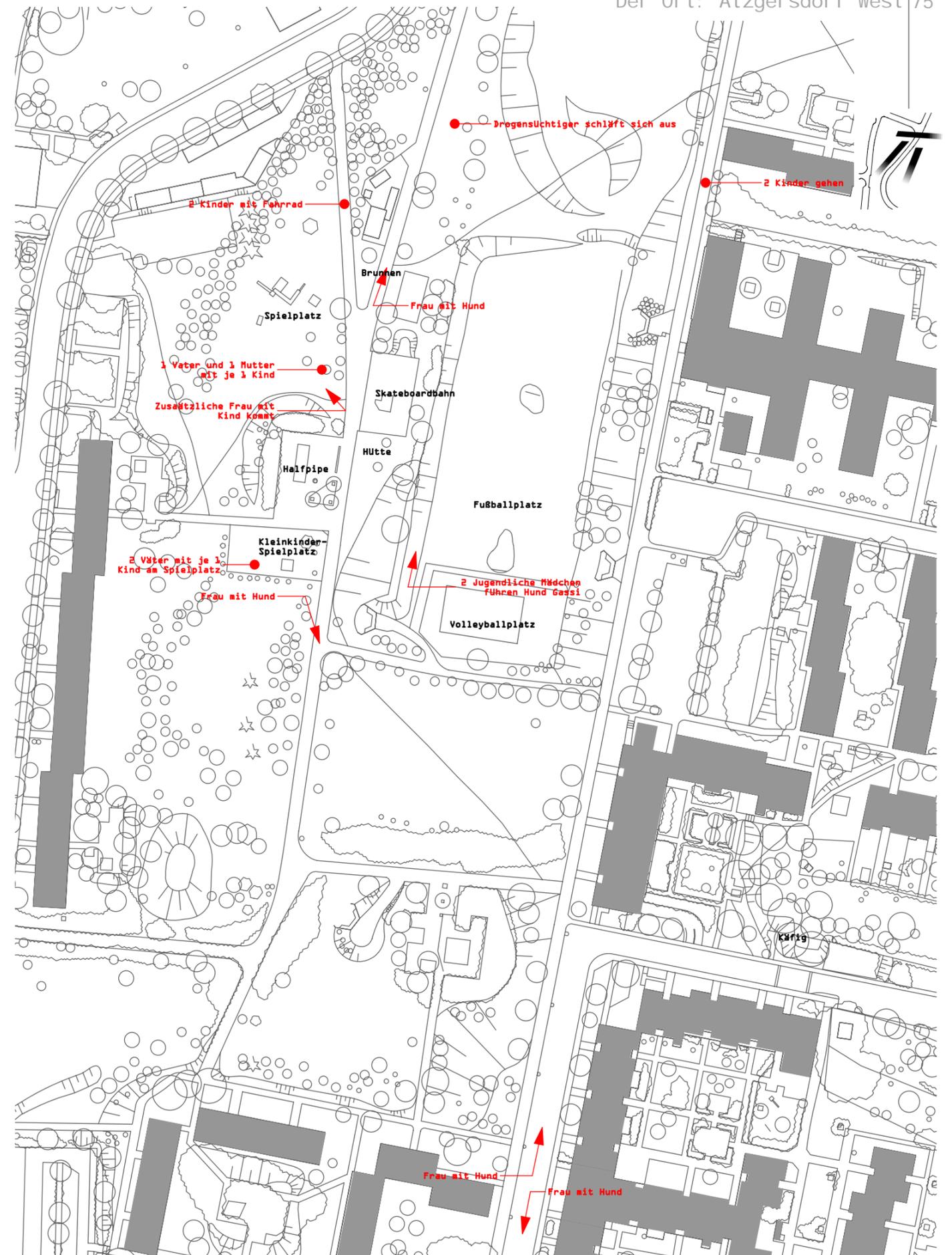
215 PassantInnen in 30 Minuten

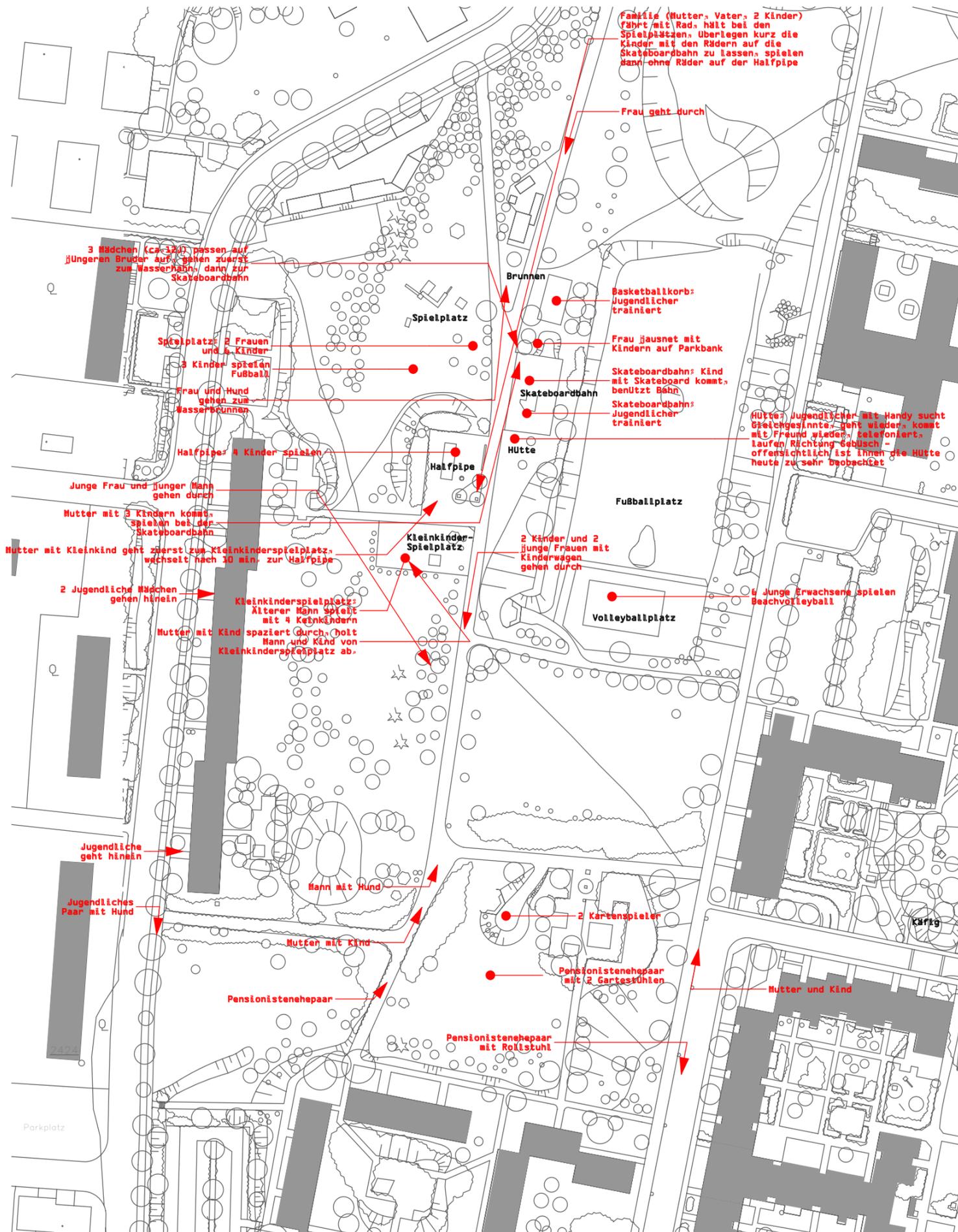
Montag 16: 40 1: 1000

### Fri dtj of-Nansen-Park

Samstag, 15. 7. 2006 11: 30

Es ist nichts los, die Parkplätze sind leer, es wirkt so als wären alle im Urlaub oder übers Wochenende weggefahren. Nur vereinzelt gehen Leute mit dem Hund Gassi oder mit Kleinkindern auf den Spielplatz



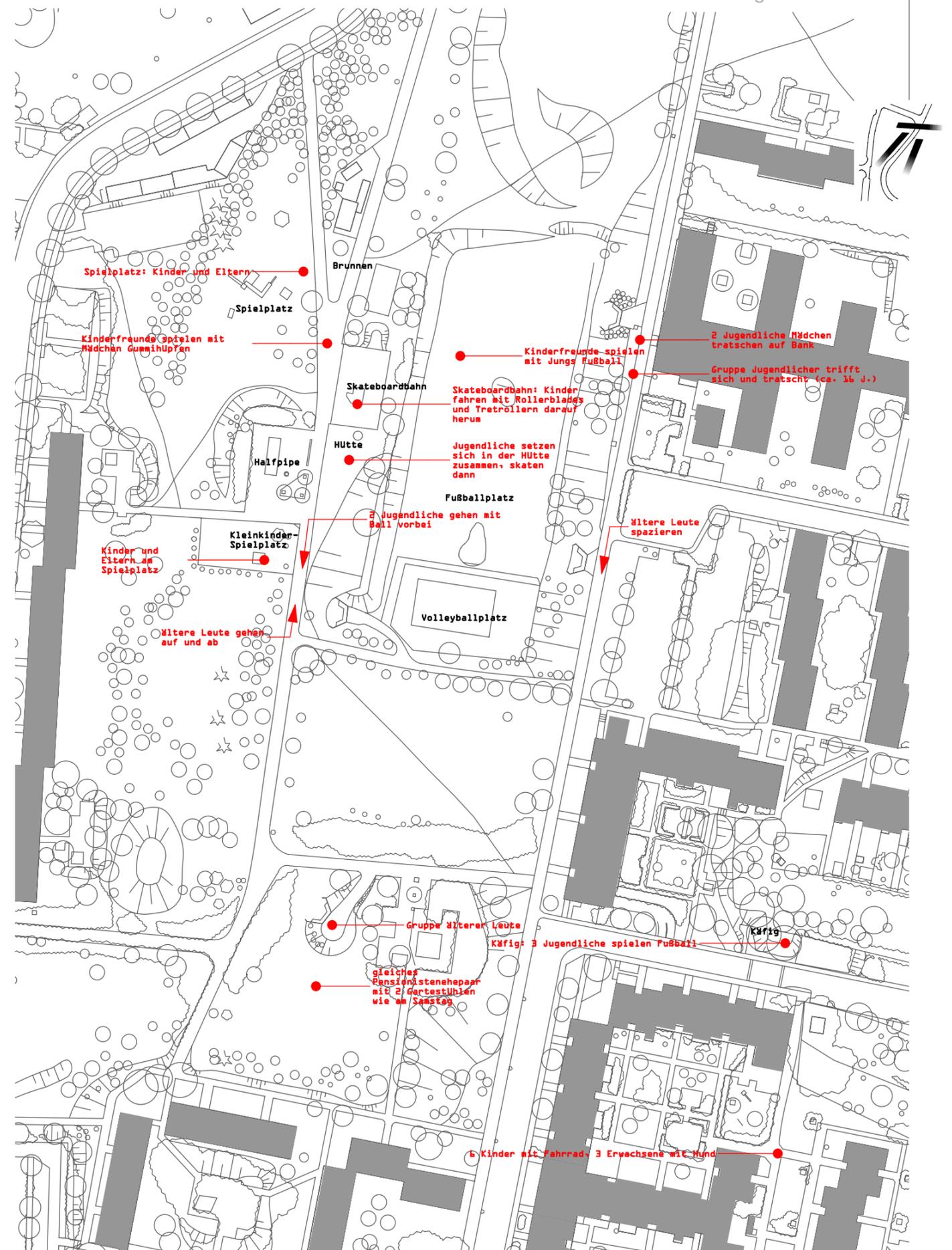


Samstag, 15. 7. 2006 16: 50

Der Park und vor allem die Spielbereiche werden sehr intensiv genutzt, vor allem Kindern mit ihren Eltern oder anderen Aufsichtspersonen dominieren das Bild. Auch Einrichtungen, die eigentlich für Jugendliche gedacht sind (zB Halbpipe, Skaterbahn) werden von Kleinkindern und Kindern besetzt. Die Jugendlichen, die vorbeikommen halten sich daher nur kurz hier auf. Die Hütte neben der Skaterbahn scheint ihr Hauptbezugspunkt zu sein.

Montag 17. 7. 2006 17: 30

Die Nutzungsintensität ist etwas geringer als am Samstag Nachmittag, Jugendliche haben eine höhere Dominanz im Bild des Parks. Sie treffen sich nicht nur in der Hütte, sondern auch auf den Bänken vor der Volksschule, um zu tratschen. Auch der Fußballkäfig ist jetzt besetzt.





Treffpunkt der Jugendlichen: Die Hütte im Park

#### 5. 4. 2. Interviews beim Fridtjof-Nansen-Park

17. 7. 2006

Gesprochen wurde mit insgesamt acht Jugendlichen in drei Gesprächen. Davon waren sieben Jungen und ein Mädchen.

Leitfragen waren: Wo haltet ihr Euch hier in der Siedlung gerne auf? Wo haltet ihr Euch im Winter auf? Sowie eine kurze Schilderung des Projekts und was die Befragten dazu sagen würden. Darüber hinaus entwickelten sich zum Teil weiterführende Gespräche, die aufschlussreiche Informationen lieferten.

Orte, die die Jugendlichen gerne aufsuchen: der Käfig, den Fridtjof-Nansen-Park allgemein, den Fußballplatz, die Parkbank vor der Volksschule, die Hütte bei der Skaterbahn im Fridtjof-Nansen-Park

Orte, wo sich die Jugendlichen im Winter aufhalten: zu Hause, in der Hütte bei der Skaterbahn.

Eine Gruppe von Jugendlichen hat bereits versucht, eine Verglasung der „Hütte im Park“ zu erreichen, um einen Aufenthaltsort für den Winter zu schaffen, daraus ist aber nichts geworden. Zeitweise gab es eine Art Jugendzentrumsbetrieb in der Pfarre in der Nähe, wo man Billiard und Tischtennis spielen kann. Aber ein nichtreligiöses Jugendzentrum wäre gefragter („bitte keine Kreuze“, „Sollte modern, bunt, wie ein Liesinger Prater sein, evtl. mit Spielplatz“).

Die dreieckige Freifläche zwischen Südbahn und Lastenstraße bei der Station Atzgersdorf, wo im Projekt die Freifläche des Jugendzentrums vorgesehen ist, wird bereits jetzt manchmal als Rückzugsraum genutzt, wenn Jugendliche ungestört und unbeobachtet sein wollen.

## 5.5. Stärken - Schwächen

Zusammenfassend erscheint Atzgersdorf-West als ein typisches monofunktionales Wohngebiet der 60er und 70er Jahre. Besonderes Potential ergibt sich aus dem großzügigen Park in der Mitte, der rege angenommen wird und einen Anziehungspunkt auch über die Siedlung hinaus darstellt. Von der sozialen Struktur her ergeben sich keine Probleme, keine Ansammlung von benachteiligten Gruppen ist zu bemerken.

Die Nahversorgung ist dürftig und auf das allernotwendigste beschränkt. Nicht einmal eine Backwarenhandlung ist in der Siedlung oder der unmittelbaren Umgebung vorhanden.

Die Mobilität ist daher hoch, das Auto wird zu einem ganz besonders wichtigen Gut. Bei den Begehungen im Rahmen der strukturierten Stadtteilanalyse fielen die Familien auf, die Sonntags gemeinschaftlich den Wagen pflegen.

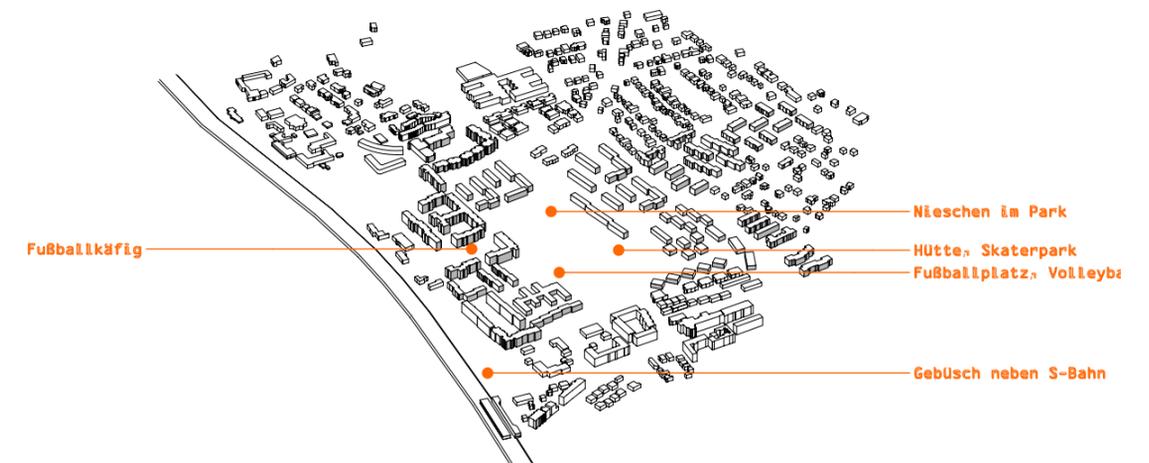
Einrichtungen für Jugendliche, die hier als Schwerpunktgruppe der Analyse gewählt wurden, gibt es zu wenige. Der Wunsch nach einem „Jugend-Café“ wird in der lokalen Agenda-Gruppe regelmäßig vorgebracht. Während im Sommer die Sportanlagen und Freiräume einen Ausgleich schaffen können – obwohl auch hier ein Verdrängungswettbewerb mit anderen Gruppen stattfindet – ist im Winter kein Raum für Jugendliche vorhanden. Überhaupt stehen für alle gesellschaftlichen Gruppen nur wenige indoor-Treffpunkte zu Verfügung.

Aber auch auf den Freiflächen kommt es zu Nutzungskonflikten - die Hütte der Jugendlichen, der Skaterpark und der Kinderspielplatz liegen unmittelbar nebeneinander. Die Gebietsbetreuung berichtet von Klagen über die Lärmentwicklung zwischen den Gemeindebauten.

Wie vermutet ist die Schnellbahnstation ein Ort, wo überproportional hohe PassantInnenfrequenz herrscht, sie reicht von hochgerechnet 200/Stunde am Wochenende bis 400/Stunde in der Stoßzeit. Zur Schaffung eines Treffpunkt scheint dieser Ort daher geeignet zu sein.

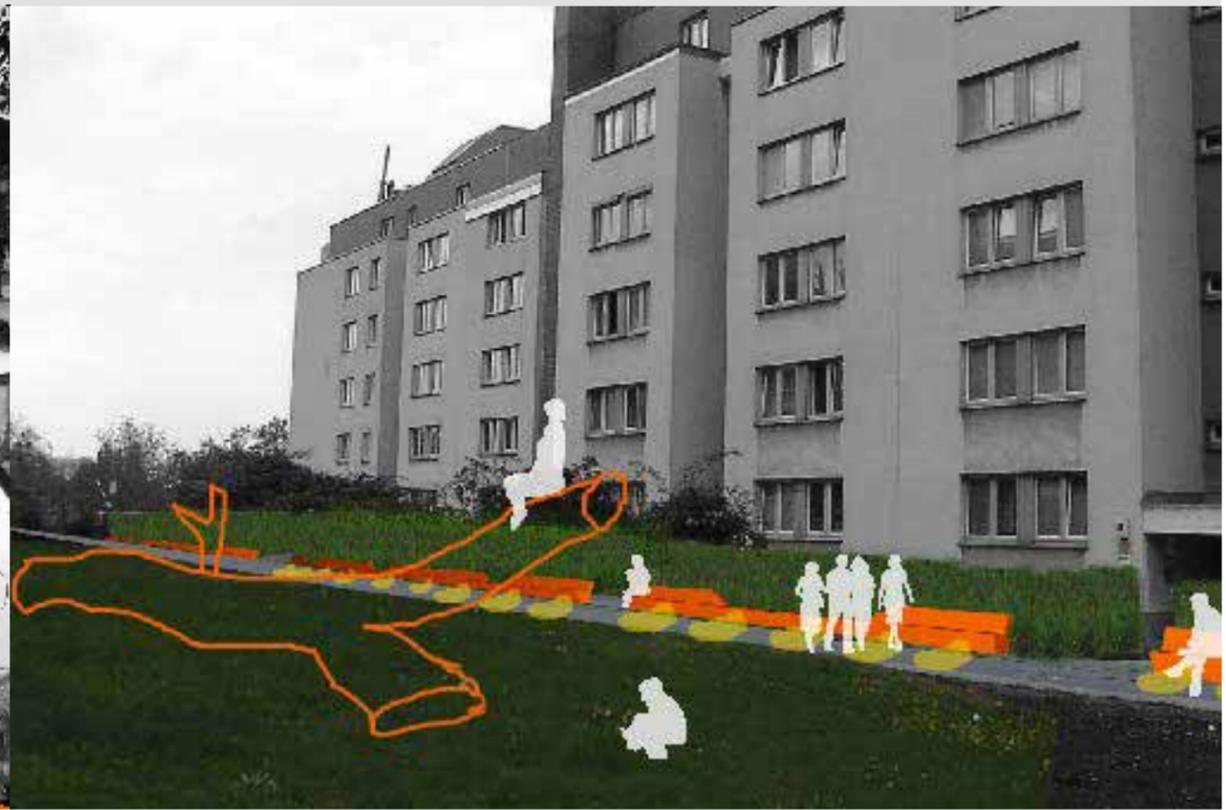
Ein außergewöhnliches Potential bietet der Fridtjof-Nansen-Park, der BesucherInnen aus allen Teilen des Bezirks anzieht, weshalb eine zusätzliche Querungsmöglichkeit über die Bahn geplant ist.

Wie für solche Siedlungen typisch gibt es eine Reihe von völlig ungenützten Freiflächen, die einer sinnvollen Nutzung zugeführt werden könnten. Sie sind durchwegs gepflegt. Problem ist dabei vor allem die Frage der Lärmentwicklung – es gibt eine hohe Empfindlichkeit der BewohnerInnen.



Orte der Jugendlichen





Das Projekt „Di

## 6. Das Projekt „Die Schlafstadt aufwecken“

### 6.1 Maßnahmenplan

Ein Konzept für einen Stadtteil kann nie nur aus einer Einzelmaßnahme bestehen. Ohne den Anspruch zu stellen, ein komplettes Entwicklungskonzept für die Wohnsiedlung in Atzgersdorf-West zu entwickeln, wird daher auf den nächsten Seiten eine Reihe von kleineren und größeren Maßnahmen vorgestellt, die auf verschiedene Probleme beziehungsweise Potentiale des Gebiets reagieren. Sie haben alle eine vielfältigere Nutzung und damit Belebung des Viertels zum Ziel.

Kern des Programms bildet ein Stadtteilzentrum, das sich an der S-Bahn-Station Atzgersdorf entwickeln soll. Dieses Projekt wird in der Folge näher ausgearbeitet dargestellt.

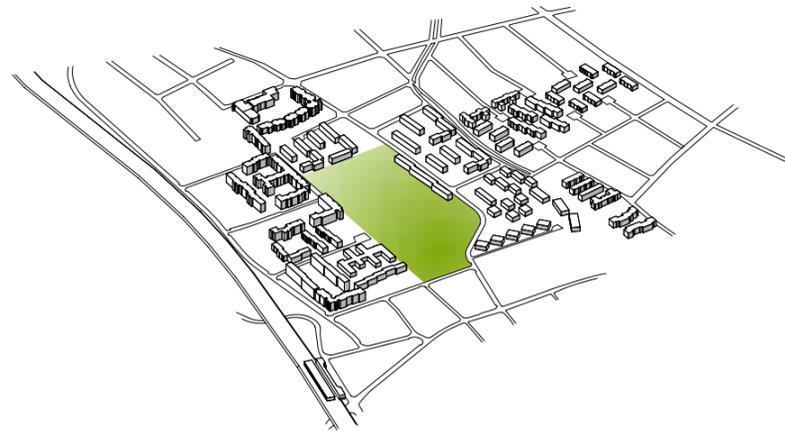
An dieser Stelle ist es nötig zu sagen, dass für jedes dieser Projekte nicht nur die Einbindung, sondern auch die Initiative der BewohnerInnen nötig ist. Da es kaum wirtschaftliches Interesse an der Funktionsmischung in solchen Wohnsiedlungen gibt, wird ohne solche Initiativen wenig bis gar nichts entstehen. Gerade im Bereich der Jugendzentren gibt es, wie bereits erwähnt, aber viele erfolgreiche Beispiele von BewohnerInneninitiativen.



## Bestand



## Maßnahmen



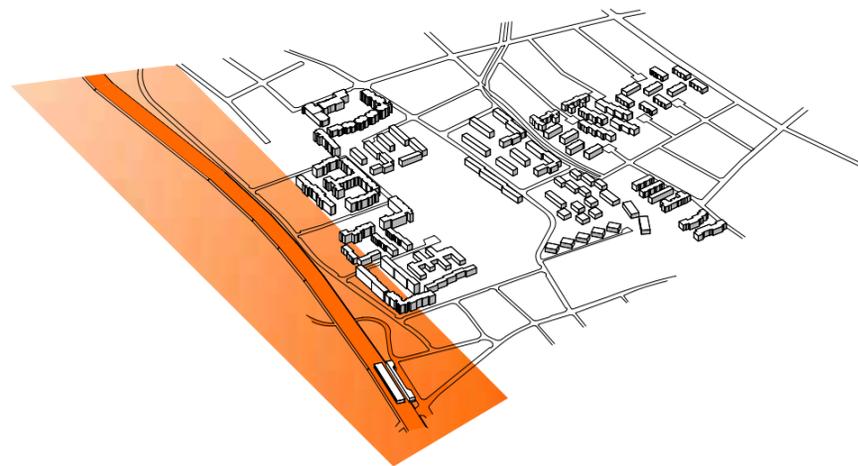
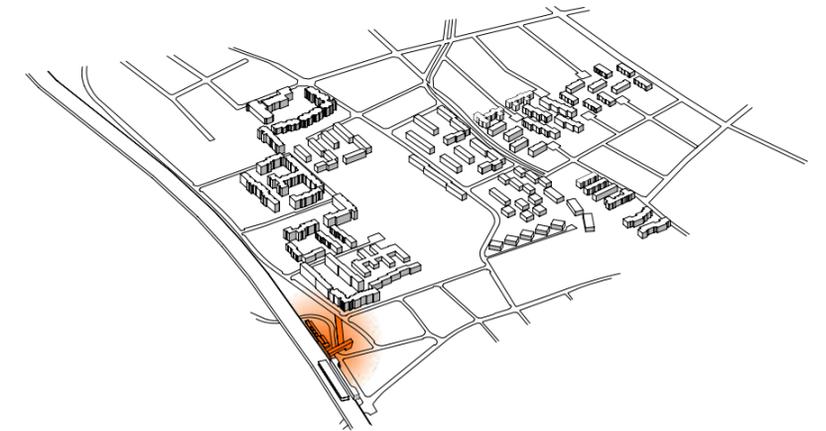
### Zone A Natur

Im Zentrum der Siedlung liegt der Fridtjof-Nansen-Park.

- + Einzigartiger Park, wird vom ganzen Bezirk besucht
- Nur im Sommer als Zentrum tauglich
- Nutzungskonflikte zwischen Kindern und Jugendlichen

### A Stadtteilzentrum

Schafft einen zweiten Kern auch für den Winter, Schafft getrennte Räume für getrennte NutzerInnen



### Zone C Laut

Entlang der Eisenbahn und der Lastenstraße ist die lauteste Zone im Gebiet gelegen

- Lärm
- + geeignet für lärmende Nutzungen

### A Stadtteilzentrum

Punkt, wo sich laute Nutzungen konzentrieren können: Jugendzentrum, Lokal, Café, Skaterbahn.

**Bestand**



**Zone B Ruhig**

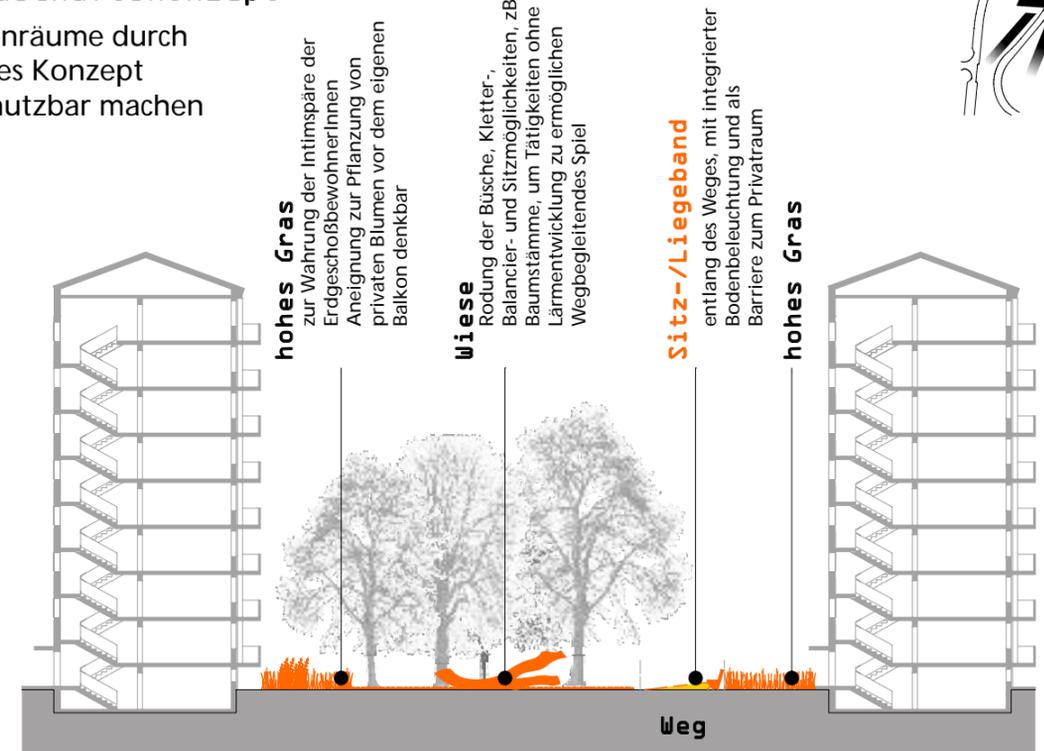
Zwischen den Wohngebäuden ist eine ruhige, nur zum durchgehen genutzte Zone

- + Großzügiger Freiraum vorhanden
- niemandem zugeordnet, weder öffentlich noch privat
- durch die Nähe zu den Wohnungen und die schallverstärkende Wirkung der parallelen Hausscheiben ist Lärmvermeidung sehr wichtig
- Angsträume, da unbelebt, schlecht beleuchtet und durch niedrige Büsche unübersichtlich
- Anonymität, Leben versteckt hinter Gardinen

**Maßnahmen**

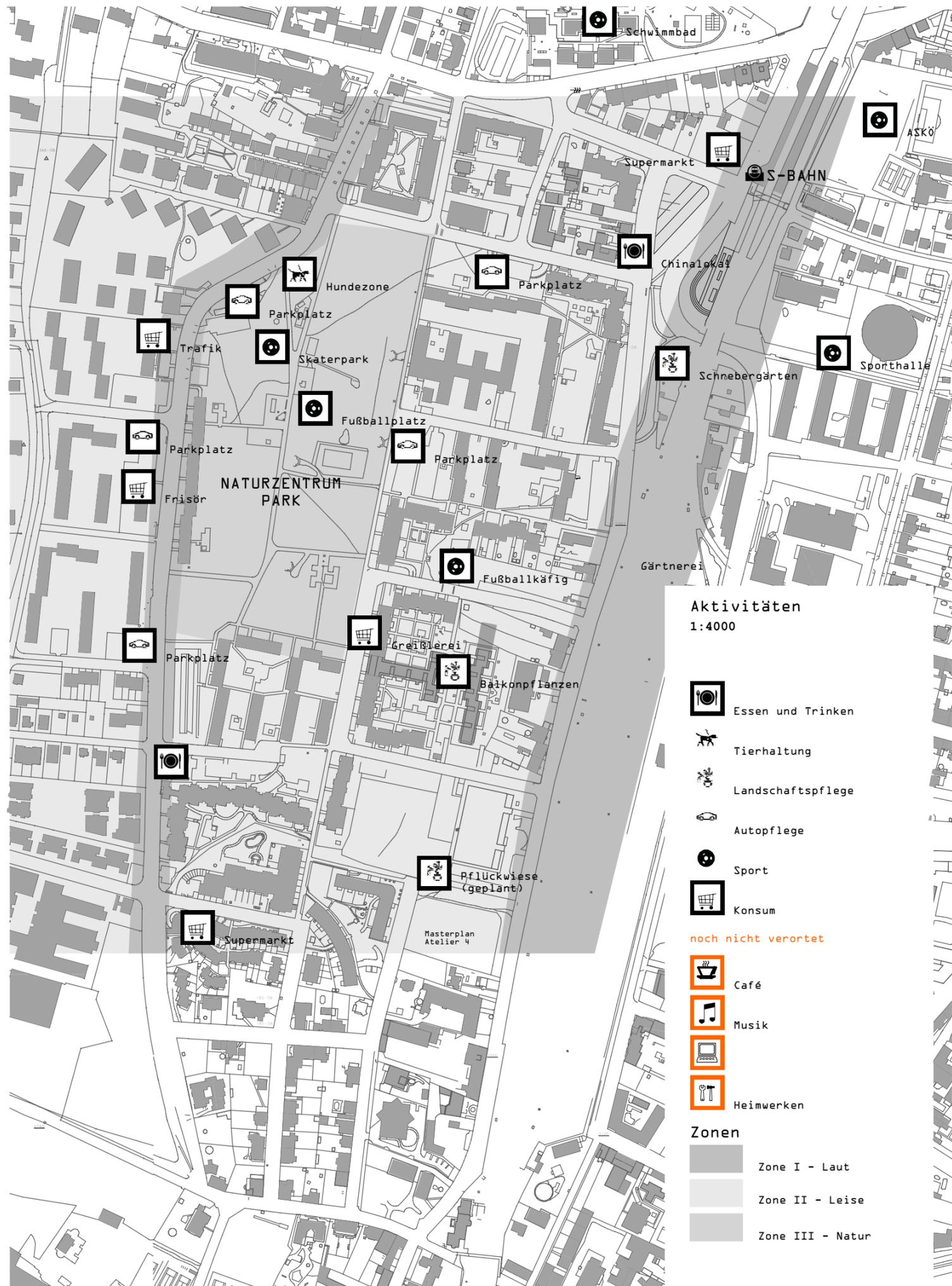
**B Landschaftskonzept**

Zwischenräume durch ein neues Konzept besser nutzbar machen



Zustand	privat	unklar	privat
Ziel	privat	öffentlich	privat





**Aktivitäten**  
1:4000

-  Essen und Trinken
-  Tierhaltung
-  Landschaftspflege
-  Autopflege
-  Sport
-  Konsum

**noch nicht verortet**

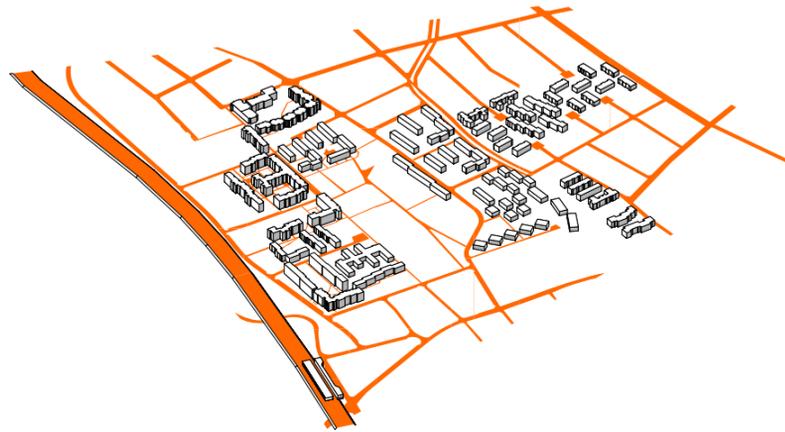
-  Café
-  Musik
-  Heimwerken

**Zonen**

-  Zone I - Laut
-  Zone II - Leise
-  Zone III - Natur

derzeit in der Siedlung  
stattfindende Aktivitäten

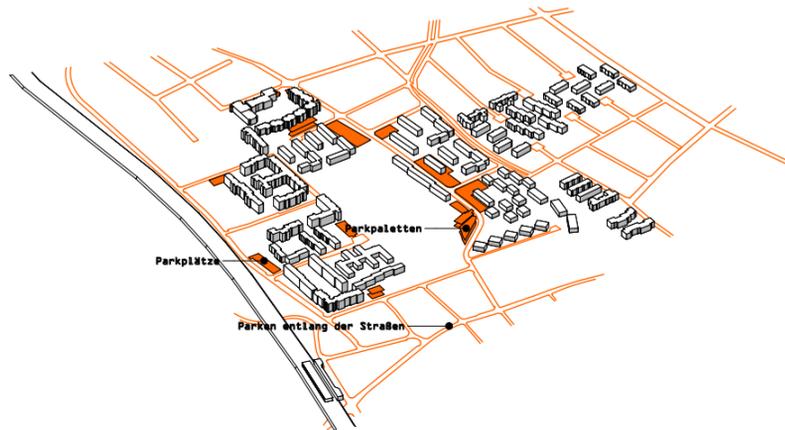
## Bestand



### Verkehr

Die Autostraßen und Fußwege bilden ein relativ ungerichtetes Netzwerk, das ohne Hauptstraßen und Treffpunkte auskommt. Die S-Bahn läuft daran vorbei.

- + Nähe zum hochrangigen öffentlichen Verkehrsmittel
- Station ist nicht gut in den Stadtraum integriert
- keine Hauptplätze und Treffpunkte im ungerichteten Wegenetz



### Parken

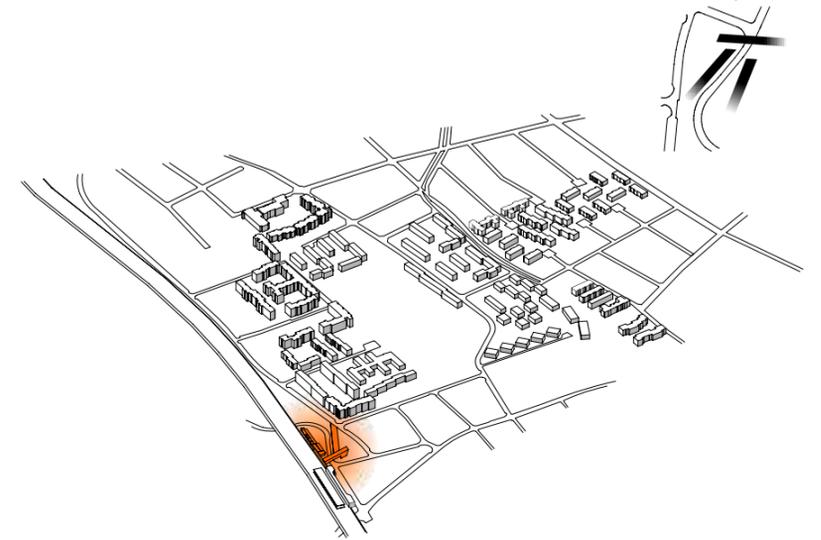
Das Auto ist in einer solchen Siedlung ein wichtiges Gut: überall wird geparkt, gewaschen, gepflegt ...

- + Kult des Autos bietet Potential, um Stadtraum zu beleben
- Auto ist Konkurrenz zum öffentlichen Verkehrsmittel
- verbraucht viel Platz

## Maßnahmen

### A Stadtteilzentrum

Durch das Stadtteilzentrum soll die Siedlung stärker mit der S-Bahn-Station verbunden werden, außerdem soll ein natürlicher Haupt- und Treffpunkt entstehen.



### C Autostation

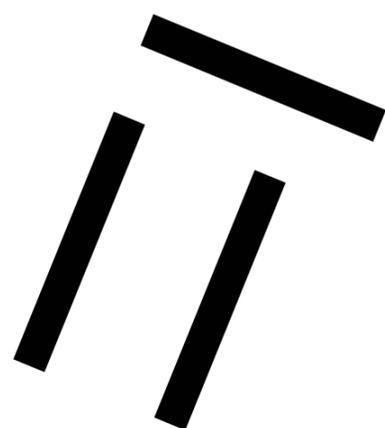


An den Parkplätzen in der Siedlung könnten kleine Selbstbedienungsstationen aufgestellt werden, wo Sitzgelegenheiten mit der Gelegenheit, das Auto zu saugen, zu waschen, Öl zu wechseln etc. verbunden werden. So kann die Pflege des Wagens zur Gelegenheit des Austauschs werden.

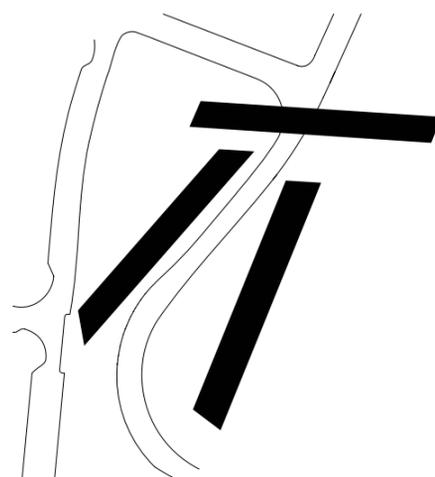


Das Stadtteil

# 7. Das Stadtteilzentrum



typische Zeilen



an Ort angepasst

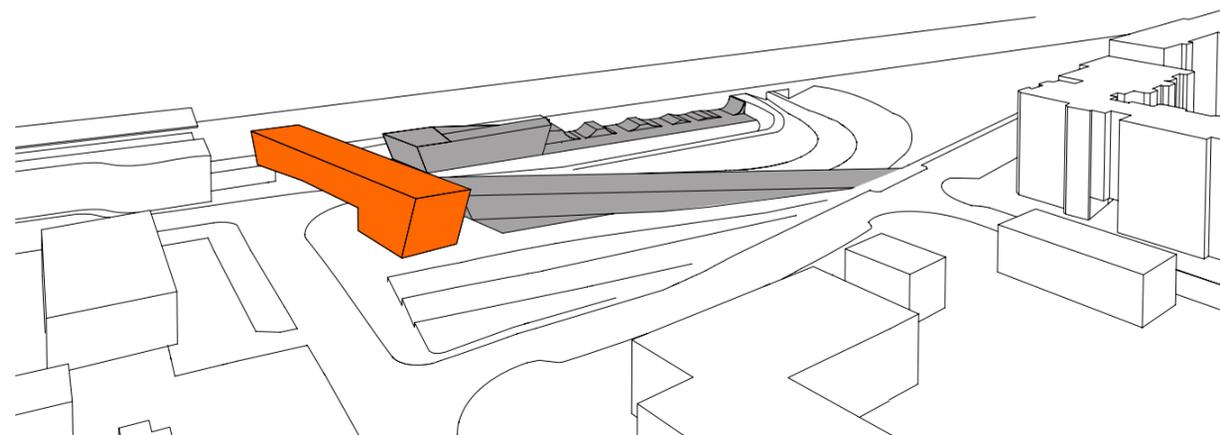


in Topographie eingefügt

## 7.1 Architektonisches Konzept

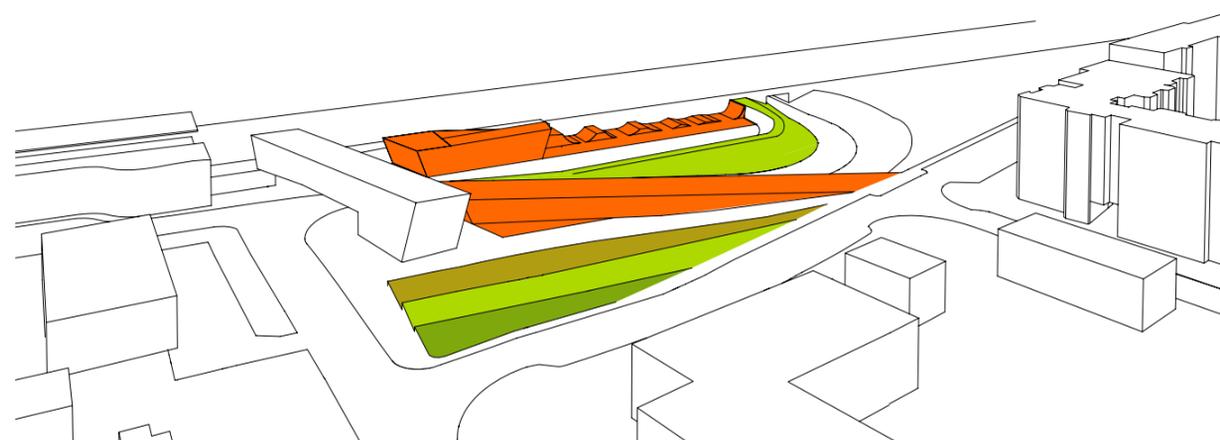
Das architektonische Konzept für das Stadtteilzentrum besteht aus drei Keilen, die den Raum teilen.

Diese Keilform hat ihren Ursprung in einer Neuinterpretation der für die Großwohnsiedlungen der 60er Jahre typischen erdgeschossigen Ladenzeilen, die zwischen den Plattenbauten errichtet wurden und die Infrastruktur enthalten. Diese Zeilenform wurde verdreht, um sie besser an den Ort anzupassen. Und sie wurde zum Keil abgeschrägt, um das Dach nutzbar zu machen und die Gebäude besser in die Topographie und Landschaft einzufügen.



### Keil A

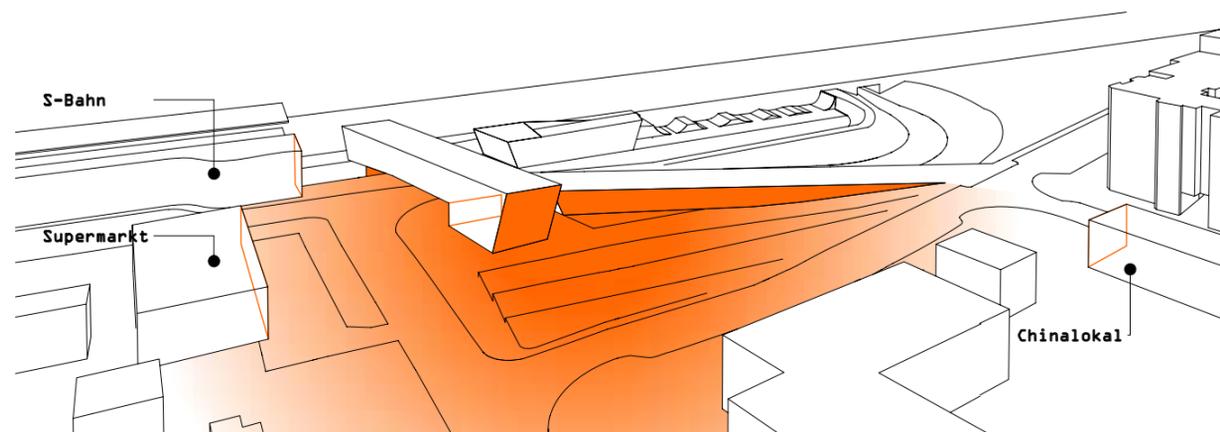
Keil A bildet eine Brücke über die Lastenstraße hin zur S-Bahn-Station.



### Keile B und C „Natur“

Die anderen beiden Keile fügen sich in ein Netz aus Streifen ein, die den Freiraum näher an den Menschen bringen sollen. In der Siedlung haben die Gebäude keine Beziehung zu dem großzügigen Freiraum, das Stadtteilzentrum soll diese Möglichkeit nutzen.

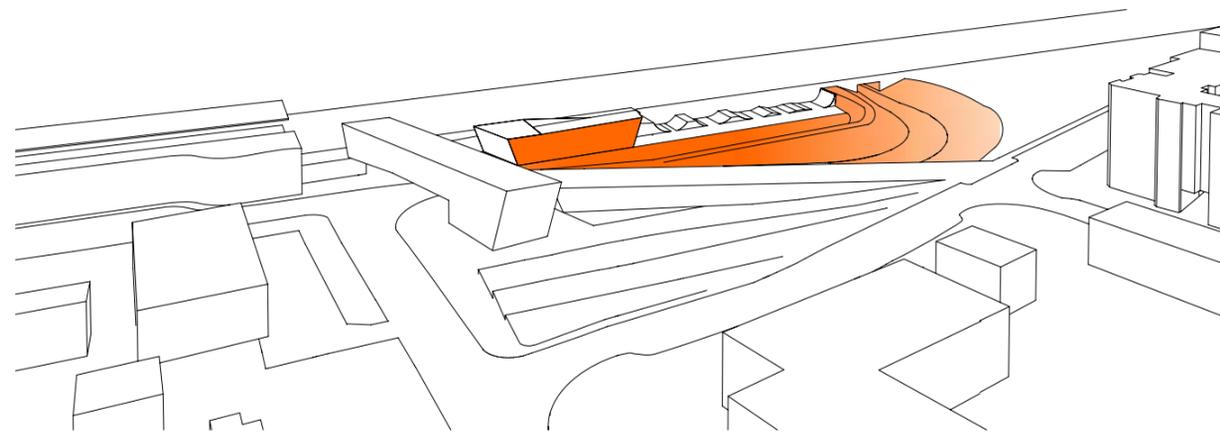




Diese Keile bilden zwei getrennte Stadträume:

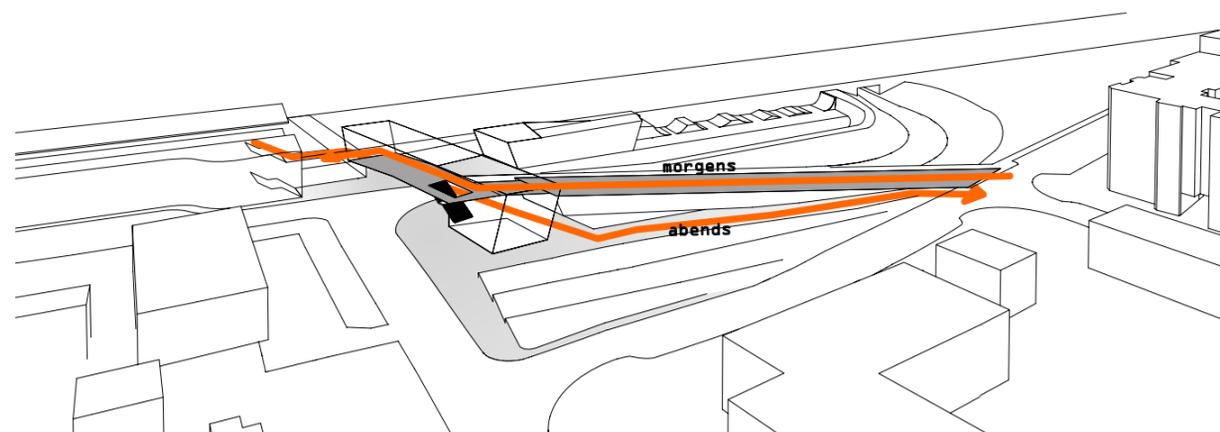
zentraler Treffpunkt, lärmabgewandt

Auf der lärmabgewandten Seite entsteht ein Treffpunkt, wo das existierende Chinalokal, der Supermarkt und der Zugang zur S-Bahn mit einer neuen Stadtkante und einem verbindenden Grünraum zusammengefasst werden. Hier sollen noch ein Backshop/Café und ein Restaurant untergebracht werden. und ein Raum geschaffen werden, der durch diese Maximierung der Stadtkante besonders zur Aneignung des Freiraums einlädt.



zurückgezogener, abgeschotteter Bereich, lärmzugewandt

auf der anderen Seite entsteht ein von der Siedlung abgeschotteter Bereich, wo das Jugendzentrum sich als Rückzugsort ohne störende lärmempfindliche Nachbarn etablieren kann. Die Freiraumaneignung wird hier durch die Reservierung für eine spezielle NutzerInnengruppe gefördert, die ungestört den Raum in Anspruch nehmen kann.



Wege

Zwei der Keile bilden gemeinsam einen stufenlosen, fast ebenen Zugang von der Siedlung zur S-Bahn Richtung Zentrum.

Somit ergibt sich eine zeitliche Wegeaufteilung: Morgens so schnell wie möglich über die Brücke auf den Bahnsteig Richtung Zentrum, eventuell am Weg im Backshop noch was zu essen kaufen. Abends unten an den Lokalen vorbeischiendern.

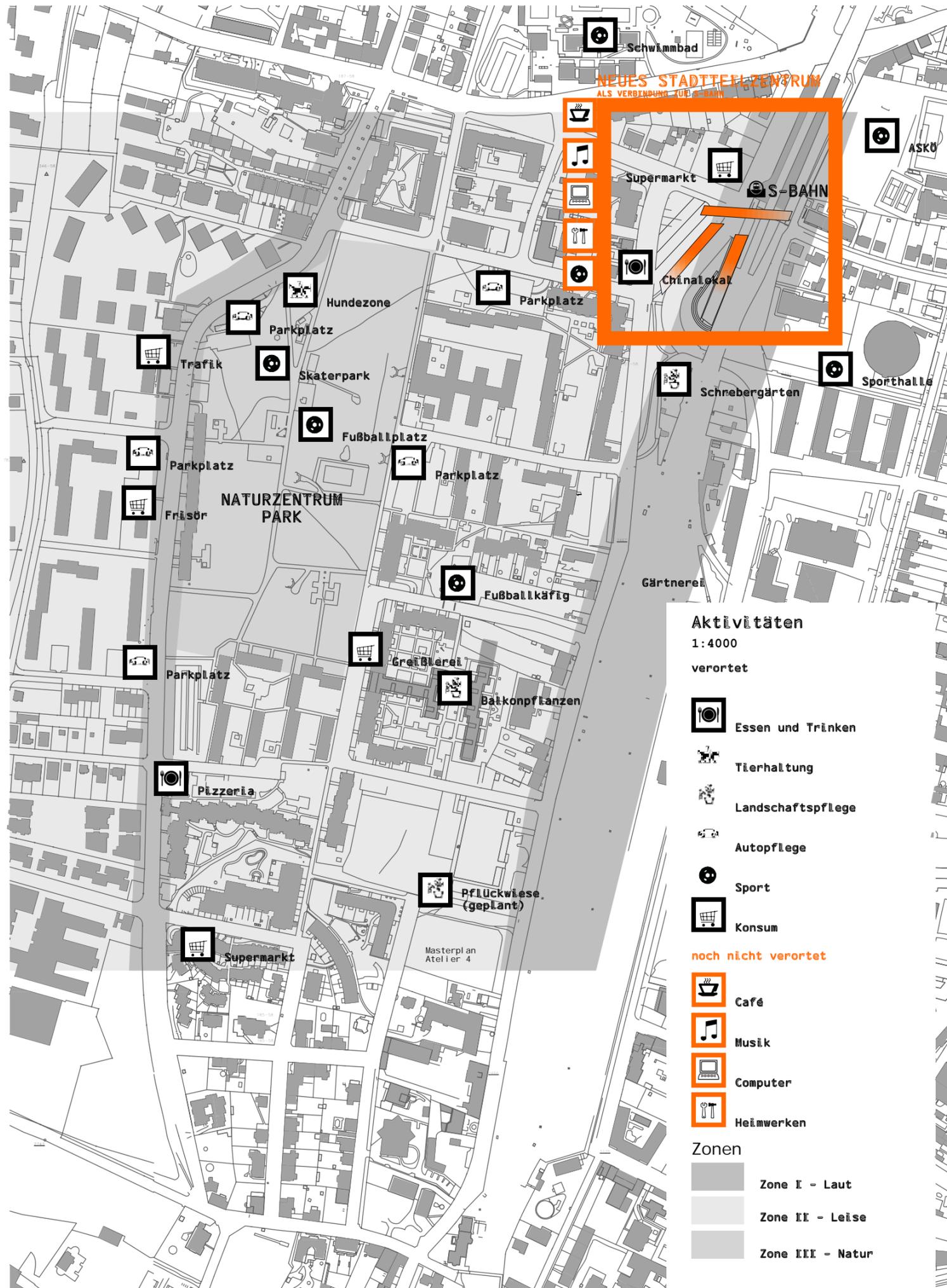


Restaurant von innen mit Jalousien und Raumabtrennungen aus Metallgitterkäfigen

Restauranteingang



Jugendzentrum von innen



## 7.2 Funktionales Konzept

Das Funktionsprogramm für diesen Kern wurde aus den bestehenden Aktivitäten in der Siedlung entwickelt. Auf der Karte sind, nach Kategorien eingeteilt, Aktivitäten die bereits jetzt in der Siedlung stattfinden eingezeichnet. Eine Reihe von weiteren Aktivitäten, die noch keinen öffentlichen Ort gefunden haben, sind in der Legende als „noch nicht verortet“ ausgewiesen. Das Funktionsprogramm des Stadtteilzentrums soll eine Verbesserung und Ergänzung des bestehenden Angebots darstellen.

### Aktivitäten

1:4000

verortet

-  Essen und Trinken
-  Tierhaltung
-  Landschaftspflege
-  Autopflege
-  Sport
-  Konsum

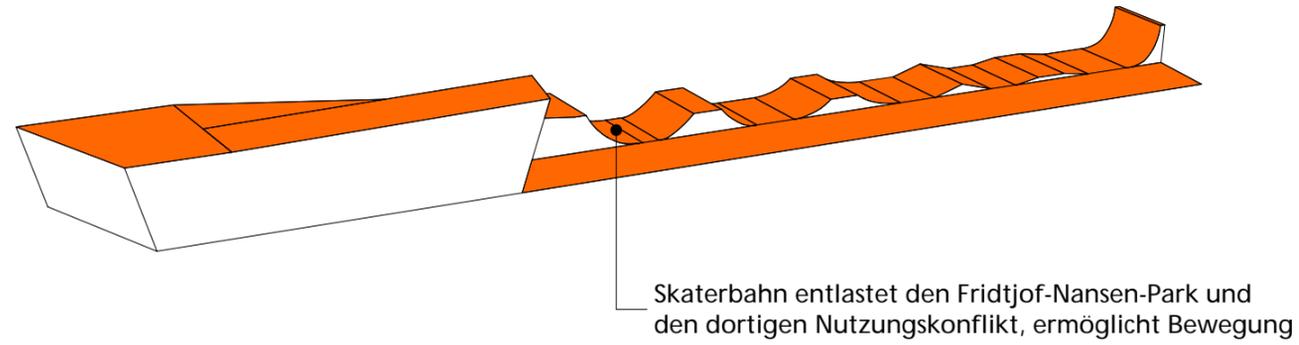
noch nicht verortet

-  Café
-  Musik
-  Computer
-  Heimwerken

Zonen

-  Zone I - Laut
-  Zone II - Leise
-  Zone III - Natur

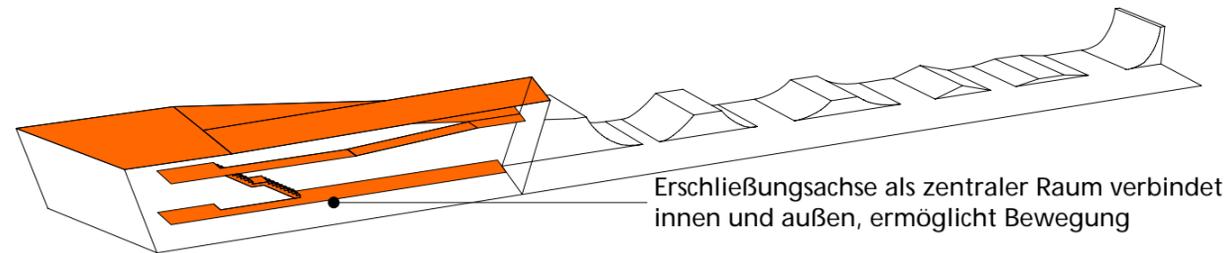




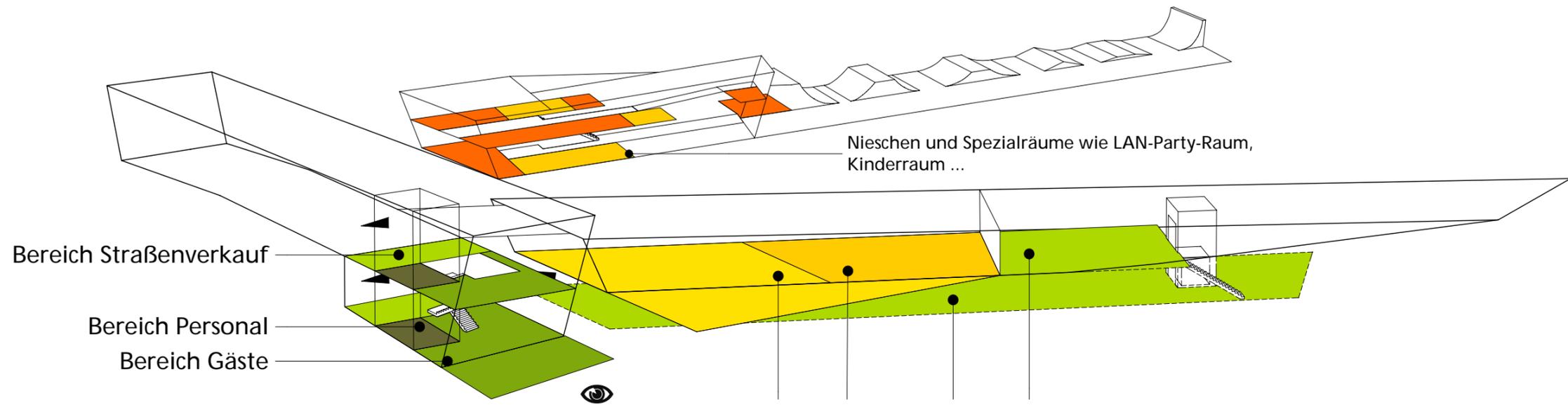
Skaterbahn entlastet den Fridtjof-Nansen-Park und den dortigen Nutzungskonflikt, ermöglicht Bewegung

## Jugendzentrum:

Im Vordergrund stehen Möglichkeiten zur Bewegung (zentrale Erschließungsachse zum Laufen, Skaterbahn), und Rückzugsorte



Erschließungsachse als zentraler Raum verbindet innen und außen, ermöglicht Bewegung



Nischen und Spezialräume wie LAN-Party-Raum, Kinderraum ...

Bereich Straßenverkauf

Bereich Personal

Bereich Gäste

Bereich Gäste

Bereich Service

Bereich  
Einlagerungsräume

Bereich Werkstatt

## Café/Backshop:

Verkauf sowohl oben als auch unten, Aussicht auf Bereich "Natur"

## Restaurant:

Direkte Verbindung mit Bereich "Natur"

## Hobbywerkstatt:

Gegen eine Vereinsmitgliedschaft kann man die Werkstatteinrichtungen und ein Kellerabteil benutzen.

Das Stadtteilzentrum beherbergt vier unabhängige funktionale Einheiten.

Im Kopf der Brücke, der Grünfläche zugewandt, ist ein Backshop/Café angeordnet. Hier kann man sowohl zur ebenen Erde als auch von der Brücke aus Backwaren einkaufen, man hat aber auch die Möglichkeit auf der Galerie sitzend den Ausblick zu genießen und einen Kaffee zu trinken.

Das Brückengebäude ist ein Stahlbau mit einem Rautenfachwerk als Tragwerk, was die Keilform unterstützt.

Das Restaurant ist im Keil „B“ angeordnet, mit Gastgarten. Das Gebäude ist ein Holzbau, und soll einen naturnahen Kontrast zum Stahlbau herstellen. auf seinem Dach ist nicht nur der Weg zur Brücke, es sind auch Sitzgelegenheiten und Pflanzbeete angeordnet. Weiter hinten in Keil „B“ befindet sich die Hobbywerkstatt: Wer in

Geschoßwohnbauten lebt, hat nur wenig Platz zum Heimwerken. Darum macht es Sinn, eine von einem Verein betriebene Hobbywerkstatt einzurichten. Im Untergeschoß stehen mietbare Einlagerungsräume zu Verfügung.

Auf der Eisenbahnseite liegt der Keil mit dem Jugendzentrum. Das Jugendzentrum integriert eine Skateboardbahn und löst damit den Nutzungskonflikt um den Skaterpark im Fridtjof-Nansen-Park.

Zwei Prämissen stehen bei der Planung des Jugendzentrums im Vordergrund: Die Möglichkeit sich zu bewegen, das heißt die Wegeföhrung, und die Möglichkeit, sich zurückzuziehen, das heißt Nischen und Räume für spezielle Aktivitäten. So gibt es einen LAN-Party-Raum, Proberäume im Keller, einen Kinderraum für die jüngeren BesucherInnen. In der Praxis müssten genau diese Angebote auf die jeweiligen Bedürfnisse der Jugendlichen in der Gegend laufend angepasst werden.

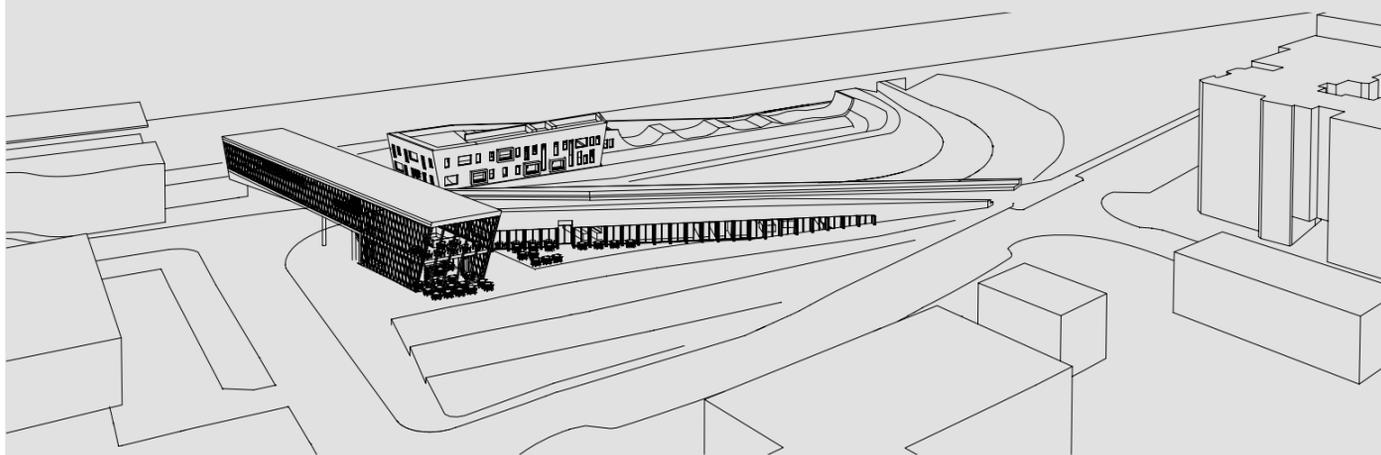
Das Dach des Jugendzentrums ist als Rückzugs- und Austabraum benutzbar. Gegen die Lastenstraße hin wird aus dem Aushubmaterial ein Erdwall aufgeschüttet, der die Freifläche des Jugendzentrums von der Straße abschirmt und eine Naturarena bildet, die der Skateboardbahn zugewandt ist. So erlaubt dieser Raum auch das „sich-zur-Schau-stellen“

Die skelettöse Bauweise ermöglicht eine Anpassung an sich ändernde Bedürfnisse und Rahmenbedingungen.



### 7.3 Pläne

P 1_1 Lageplan	95
P 1_2 Geländeschnitt	97
P 2_1 Restaurant Grundrisse	99
P 2_2 Restaurant Ansicht West	101
P 2_3 Restaurant Schnitt und Ansicht Ost	103
P 2_4 Restaurant Fassadenschnitt	105
P 3_1 Brücke Grundrisse	107
P 3_2 Brücke Ansichten und Schnitt	109
P 3_3 Brücke Konstruktionsschnitt	111
P 4_1 Jugendzentrum Grundrisse	113
P 4_2 Jugendzentrum Schnitt und Ansicht	115
P 5_1 Konstruktionsschema	117



Das Stadtteil

Schnellbahn Hst. Atzgersdorf

Gatterederstraße

Plus - Supermarkt

Parkplatz

Knotenbachgasse

hohes Gras

64,1

Wiese

Spielgerätezone

62,5

Lastenstraße

Terrasse

Skaterpark

59,5

61,6

Dirnhirngasse

Chinesisches Lokal  
Gastgarten

Amstergasse

Siedlung

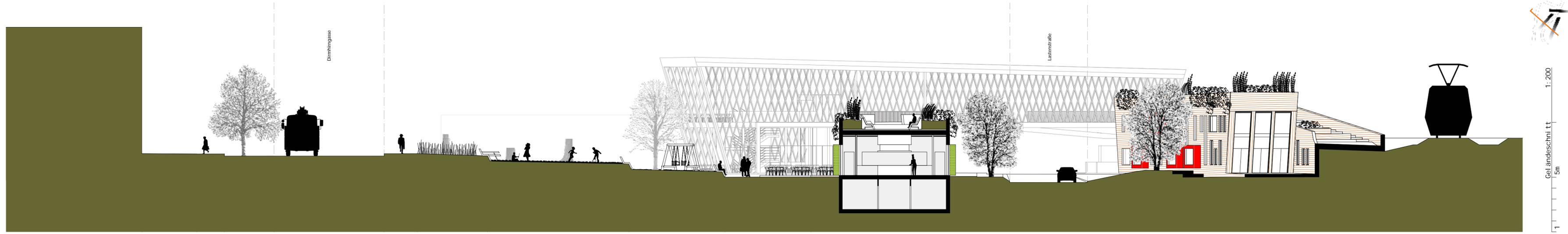


1 : 500

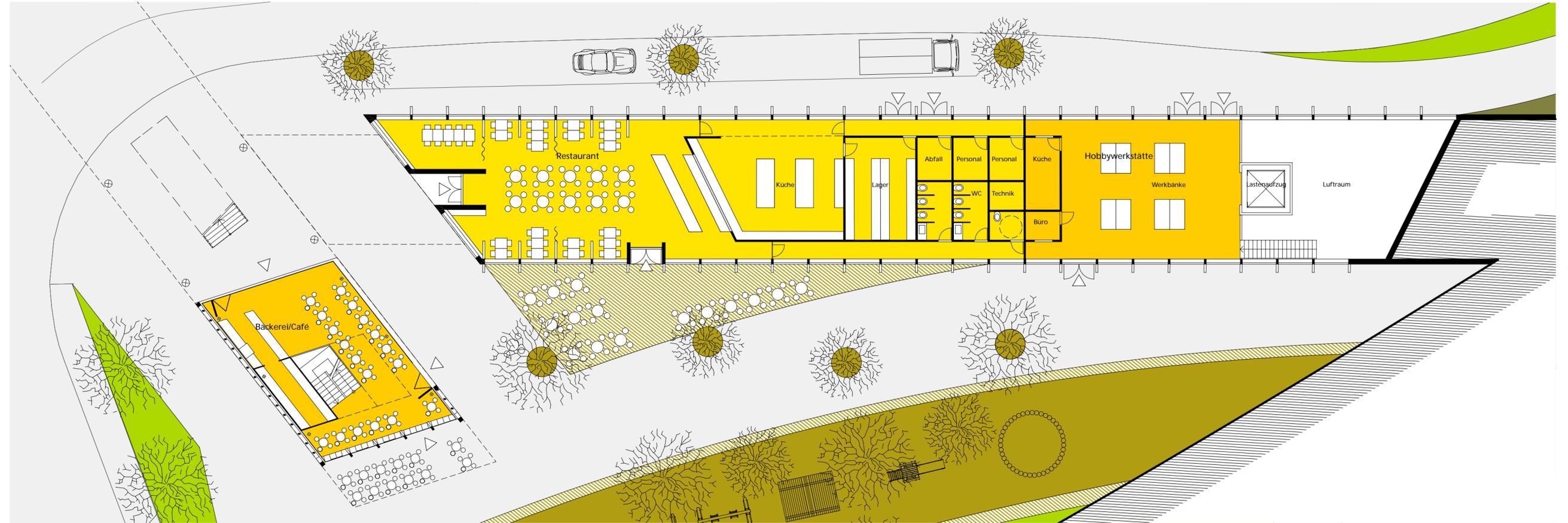
Lageplan

10m

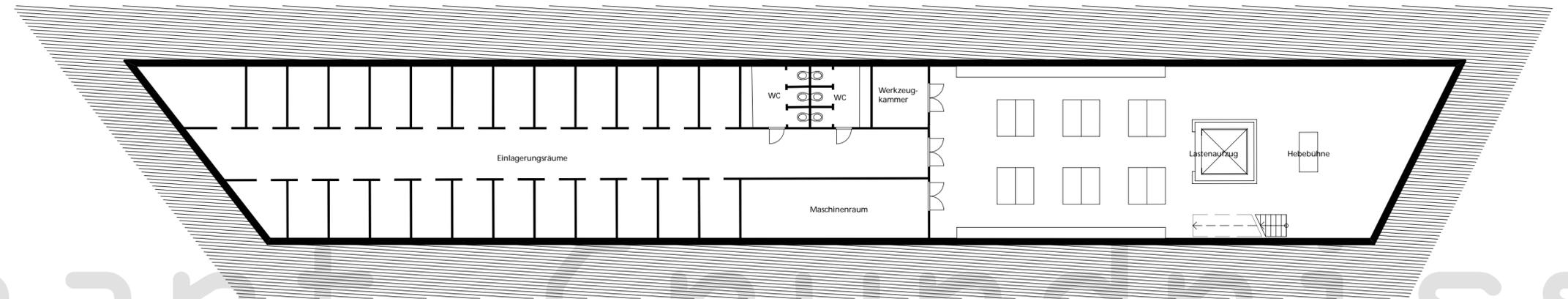
2



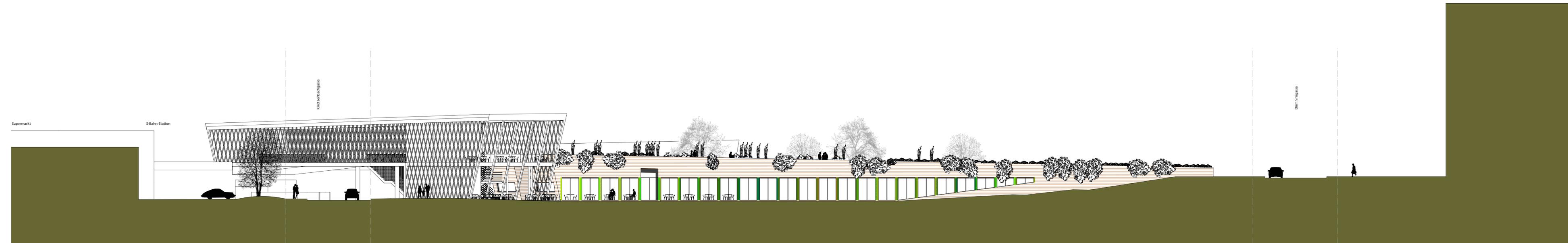
1:200  
Geländeschnitt  
5m



Restaurant und Hobbywerkstatt 1:200  
5m



Keller 1:200  
5m



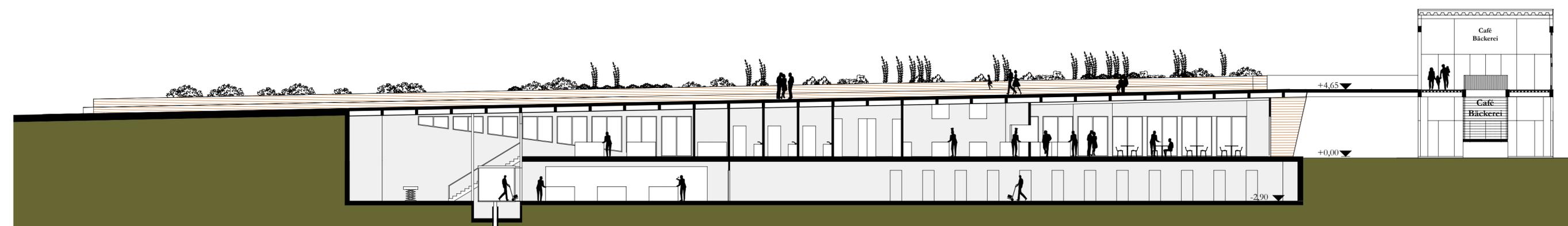
1:200  
Ansi cht Restaurant  
5m



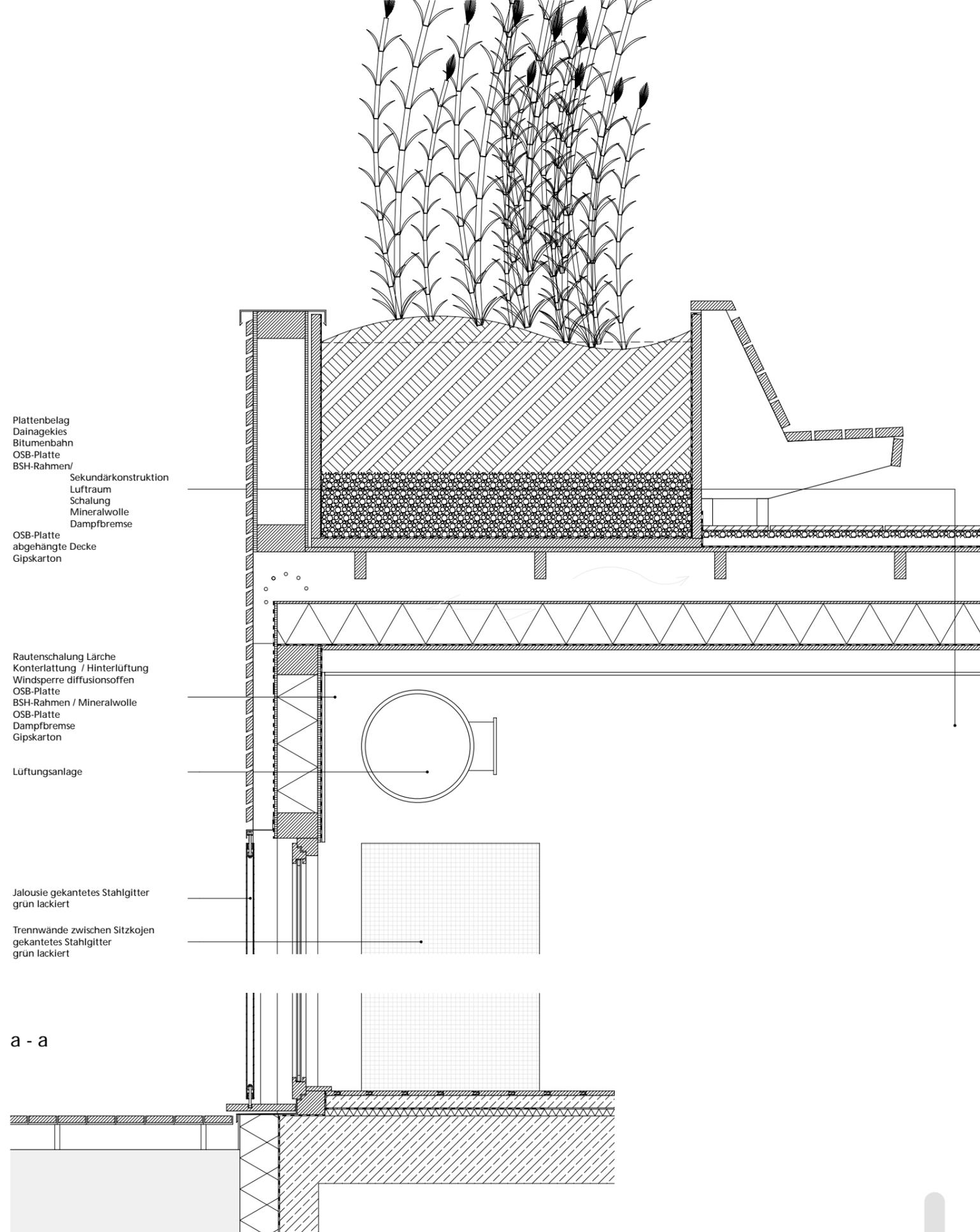
Ansicht Hobbywerkstatt  
1:200  
5m



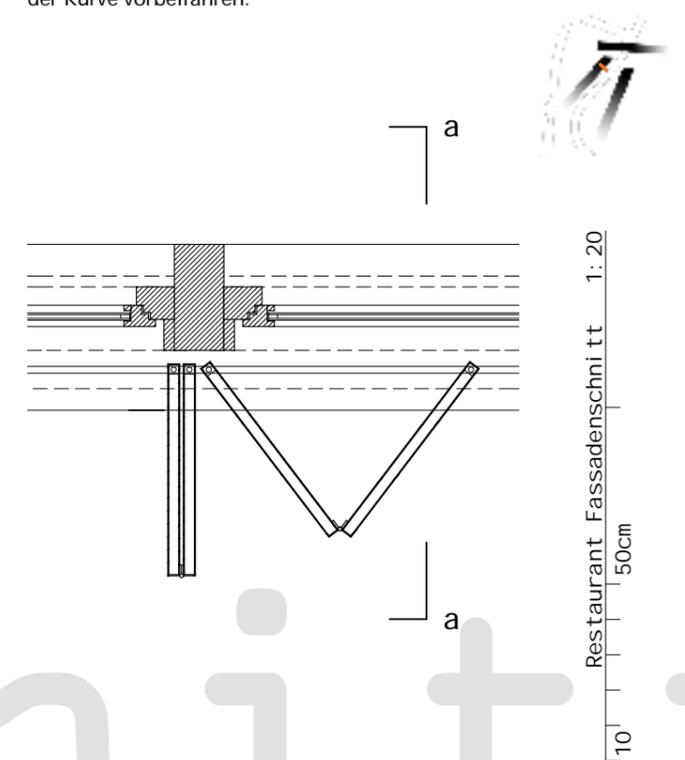
Restaurant Ansicht Nord  
1:200  
5m



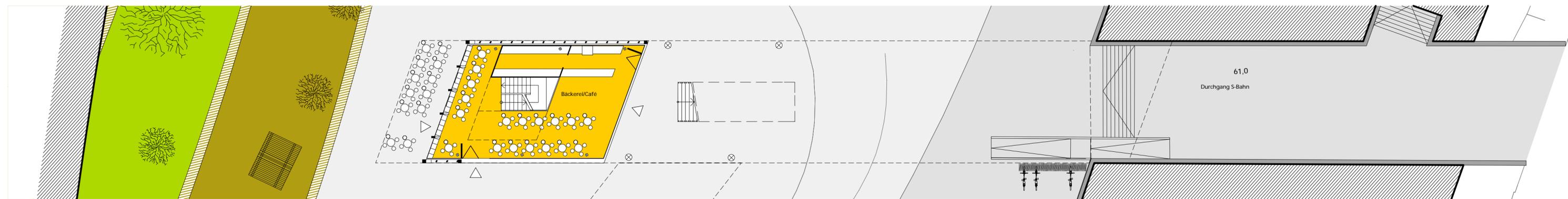
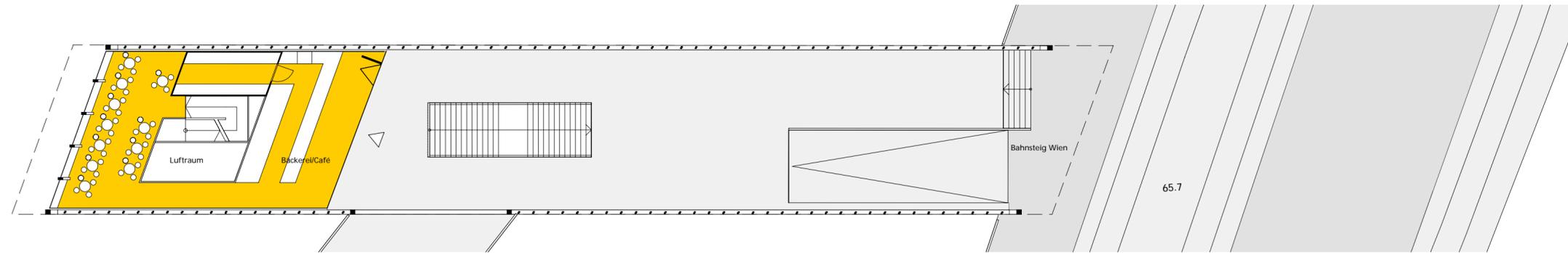
Schnitt Restaurant  
1:200  
5m

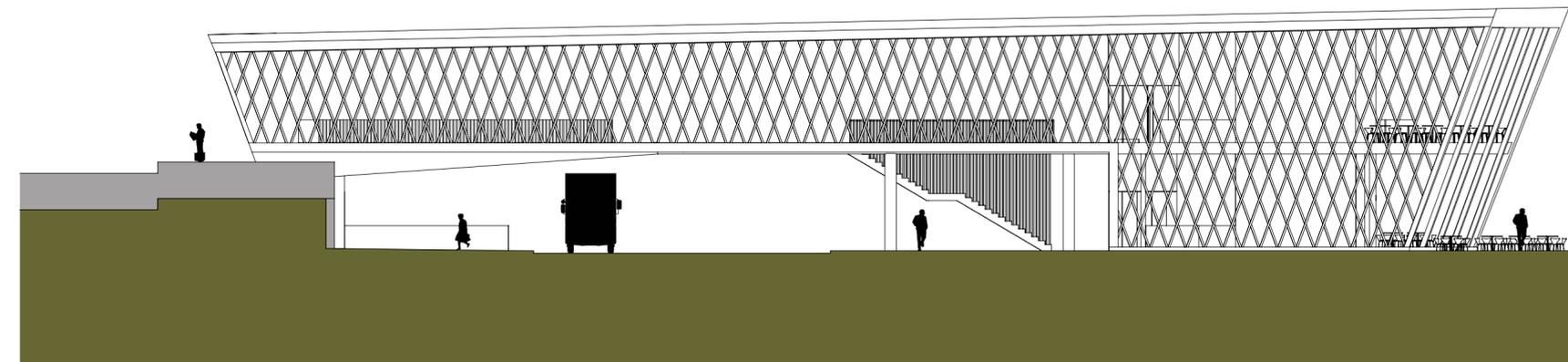


Durch die Überlagerung von zwei Gittern entsteht, wenn Licht darauf fällt, ein Moiré-Effekt. Der wird von den Jalousien genutzt, an denen die Autos in der Kurve vorbeifahren.

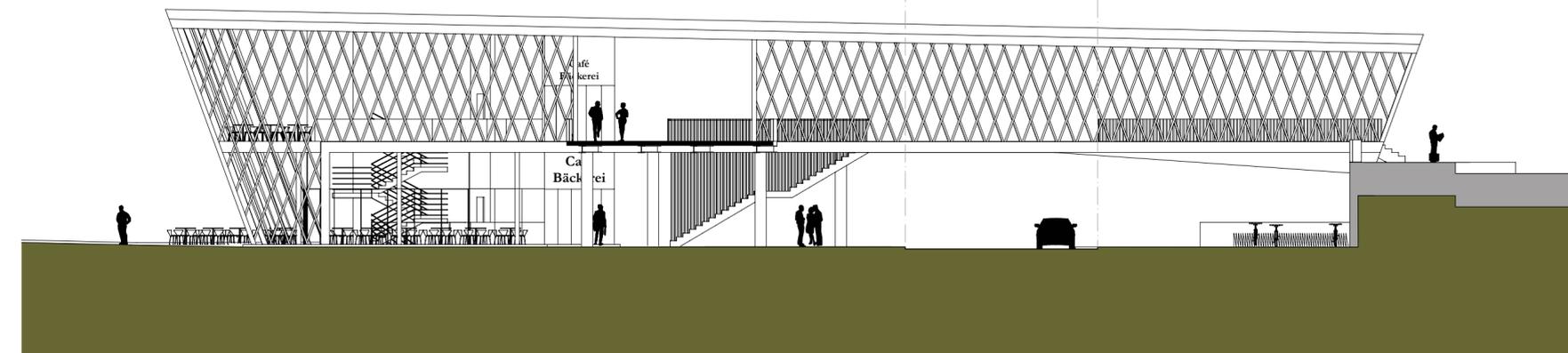


Fassadenschnitt

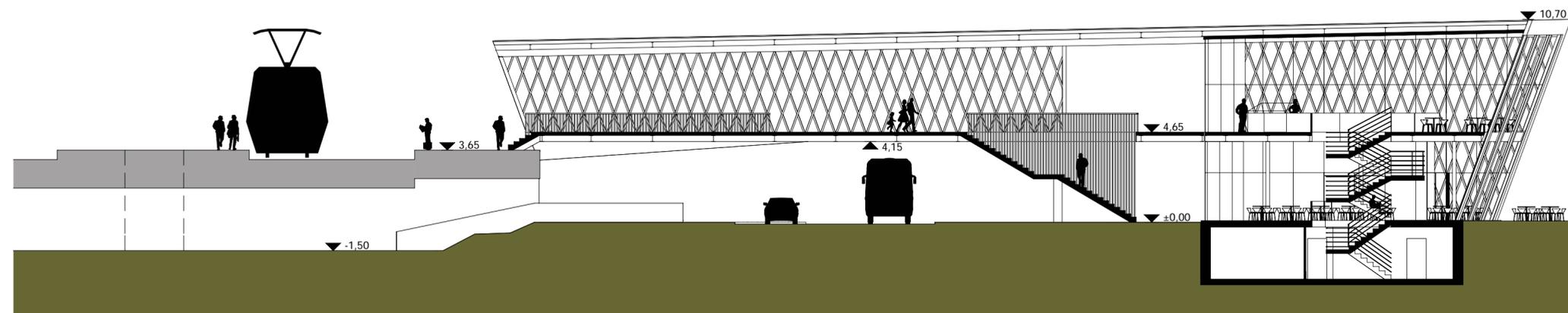




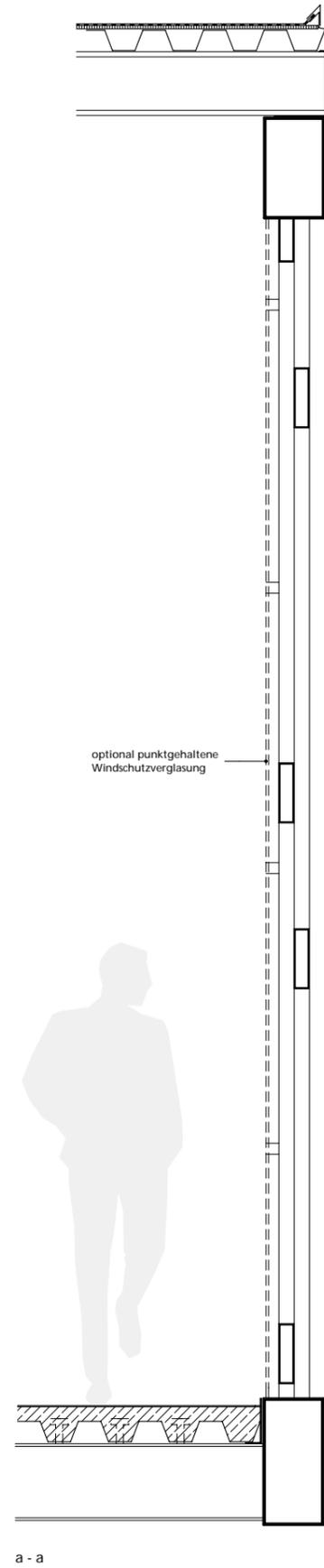
Nordansicht Brücke  
1:200  
5m



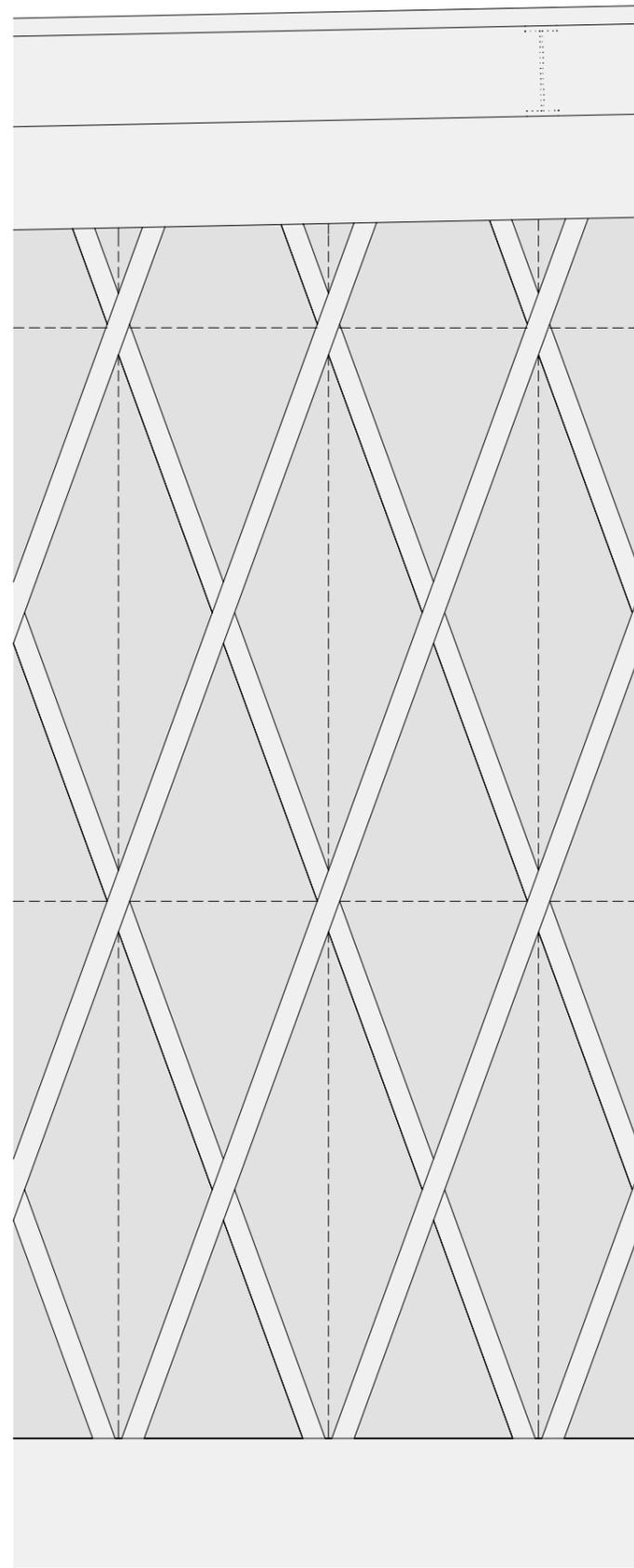
Südansicht Brücke  
1:200  
5m



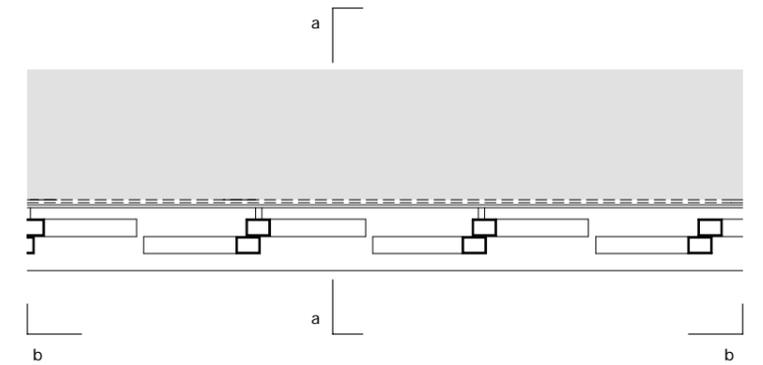
Längsschnitt Brücke  
1:200  
5m

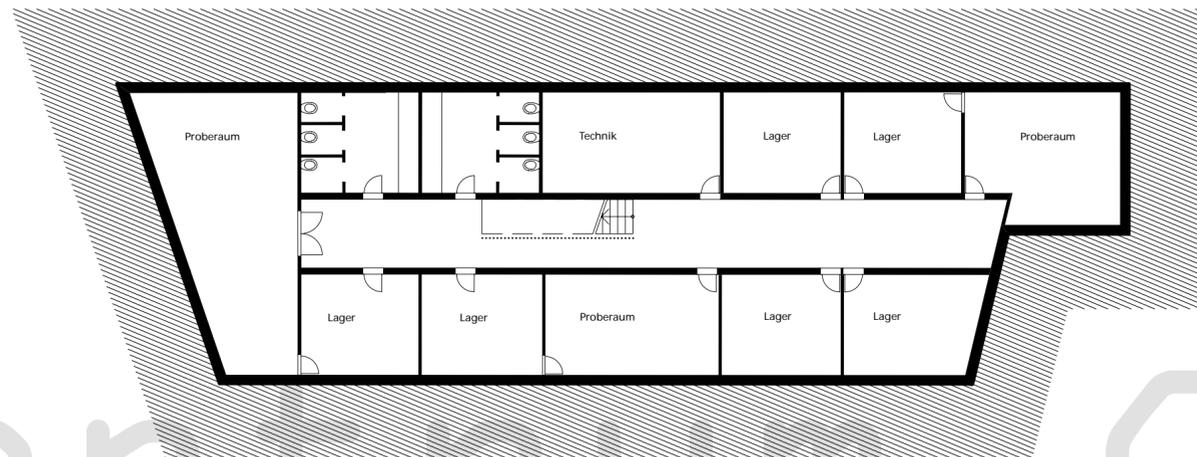
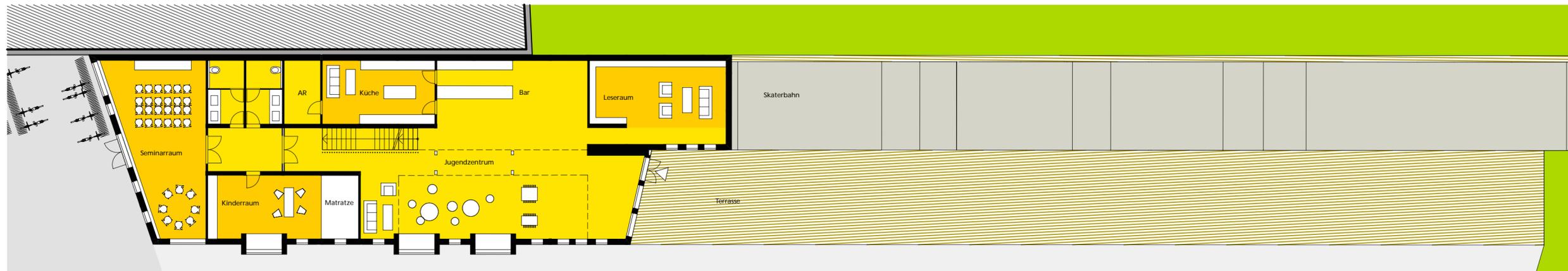
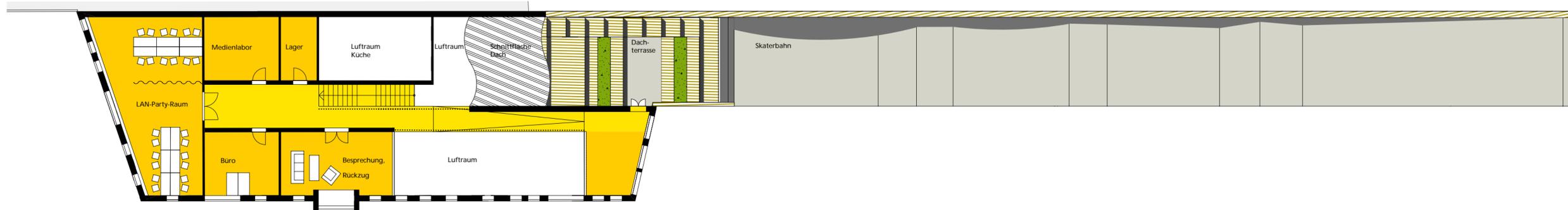


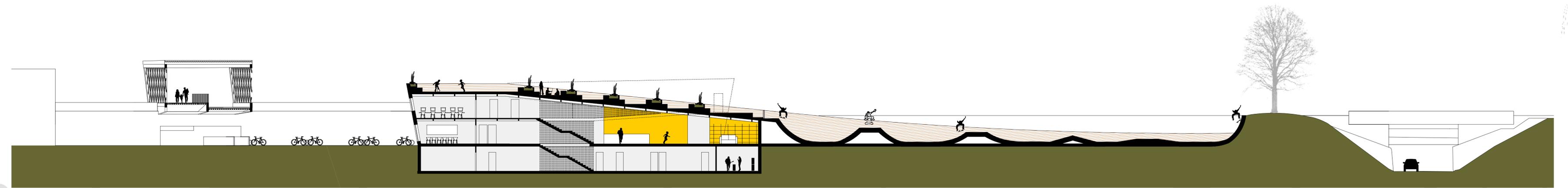
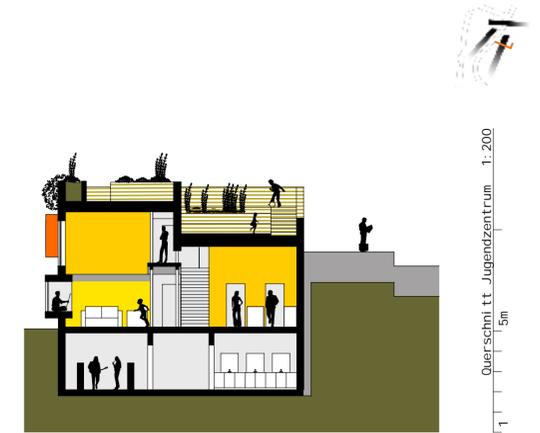
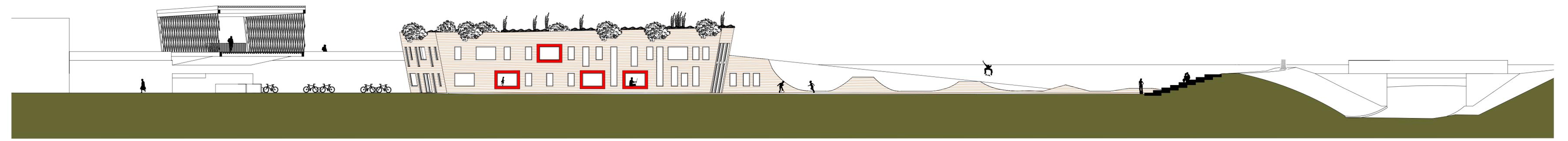
a - a

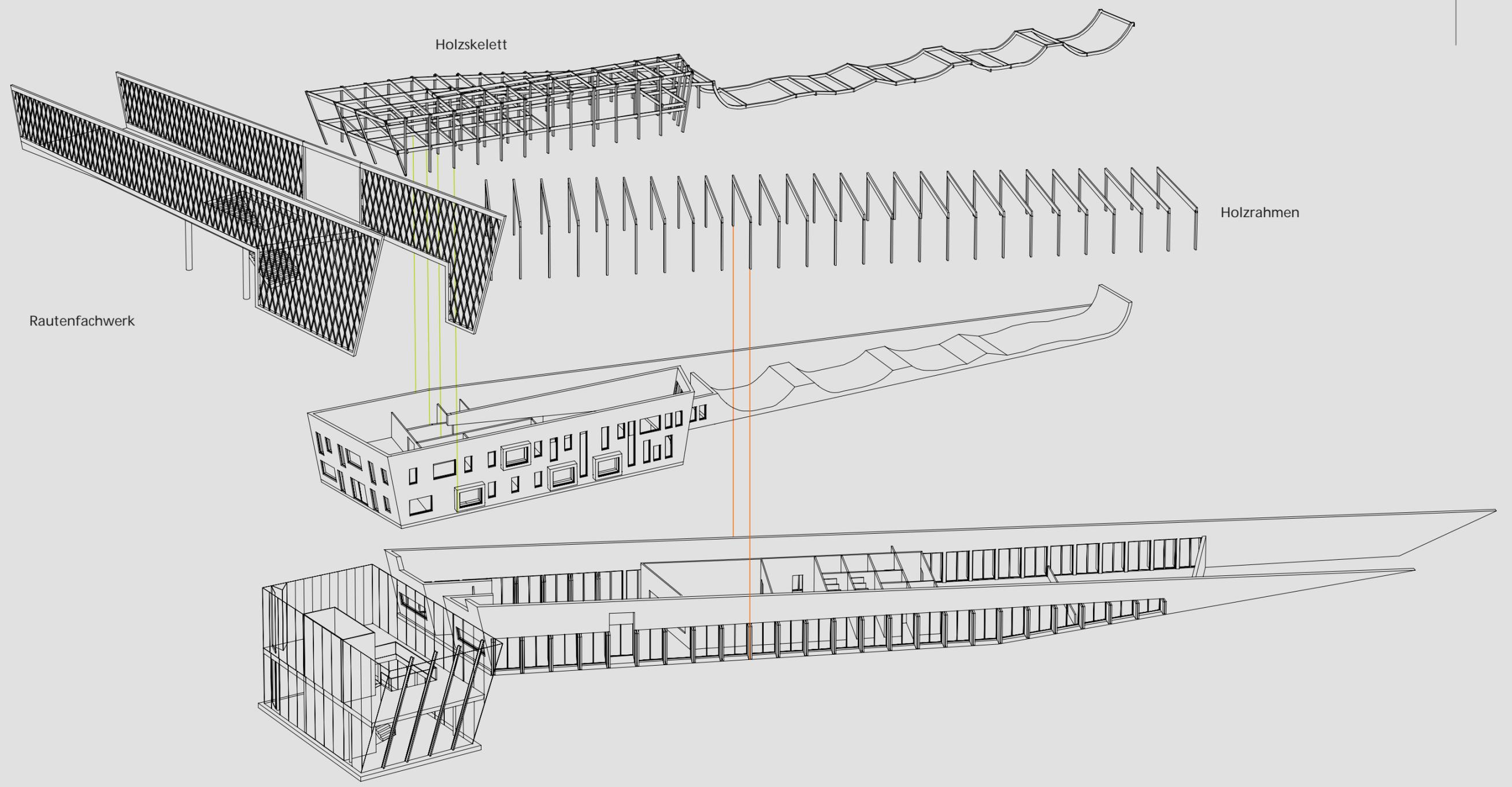


b - b











Schlusswort



## 8. Schl usswort

Stadtviertel, in die nur einer Funktion dienen, bringen Probleme mit sich. Sie generieren durch die weiten Strecken von Wohn- zu Arbeitsort Verkehrsprobleme. Zu manchen Tageszeiten sind sie ausgestorben – Wohngebiete während der Arbeitszeiten, Büro- und Ladenzentren nach Feierabend. Sie haben oft ein monotones Äußeres. Weniger mobile Gruppen wie Senioren oder Jugendliche bleiben durch eine starke Trennung der Funktionen von der städtischen Gesellschaft ausgegrenzt.

Seit den 60er Jahren wird daher der Ruf nach vielfältigen, funktional gemischten Stadtviertel immer lauter. Vor allem bei der Revitalisierung von gründerzeitlichen Quartieren, aber auch bei der Umnutzung von ehemaligen Industrieanlagen gab es bereits starke Entwicklungen zur Förderung dieser Tendenz.

Bei der Umsetzung dieser Ideen zeigte sich, dass die moderne, funktionsgetrennte Stadt durch handfeste ökonomische Interessen gestützt ist. In den Neubaugebieten der 70er und frühen 80er Jahren griffen die Wohnungsbaugesellschaften die Forderung nach Verdichtung begierig auf. Sie lieferte ihnen die Begründung für die gewünschte höhere Ausnützung der Baugrundstücke.

An einer Funktionsmischung hat jedoch kaum jemand wirtschaftliches Interesse. Zu gut funktioniert die Trennung in sichere Wohnrauminvestitionen, gewinnbringende Einkaufszentren an den Einfallstraßen, Gewerbeparks in Autobahnnähe und prestigeträchtige Büroviertel in der Innenstadt.

In den 90er Jahren wurde vor allem in Osteuropa die Nachrüstung der monofunktionalen Großwohnanlagen mit wohnungsnaher Infrastruktur ein Thema. Hier stand die Lenkung der Investitionsströme im Vordergrund. Aber auch für Wien ist das, wenn auch in geringerem Ausmaß, aktuell. Diese Ergänzung der Infrastruktur kann als Chance genutzt werden, um die derzeit schlecht nutzbaren Freiräume besser einzubinden

und somit dieses Potential auszunützen. Denn niemals, weder vor noch nach dieser Periode, wurden im Städtebau so großzügige Grünflächen zur Verfügung gestellt. Diese Freiflächen stehen jedoch in keiner Beziehung zu den Gebäuden, auch ist ihre Zuordnung meist unklar: Sie sind weder privat noch öffentlich. Dadurch werden sie meist als eine Art Niemandsland sehr gering genützt. Hier gibt es großes Entwicklungspotential.

Vor diesem Hintergrund entwickelt diese Arbeit einen Ansatz für ein Entwicklungskonzept für eine Wohnsiedlung dieser Periode in Wien-Atzgersdorf. Dabei stehen folgende Prinzipien im Vordergrund:

- Neue Funktionen in das Gebiet bringen, um in Richtung eines multifunktionaleren, vielfältigeren, kleinteiligeren Stadtteils zu wirken
- Orte zum sich Treffen und Verweilen abseits der Wohnungen schaffen
- Maßnahmen in unterschiedlicher Größenordnung vorschlagen, damit der Plan zeitlich und finanziell flexibel bleibt
- Sich an den existierenden Funktionen in der Siedlung orientieren, an bereits dort stattfindende Aktivitäten anknüpfen
- Den öffentlichen Verkehr in den Mittelpunkt rücken
- Neue Typologien und Funktionsprogramme präsentieren, die den Freiraum besser einbinden und nutzbar machen

In diesem Projekt wird gezeigt, dass Siedlungen der 60er und 70er Jahre Anpassungs- und Entwicklungspotential in Richtung einer stärkeren Durchmischung haben. Wichtig ist dabei das besondere Eingehen auf die Umgebung, die Eingliederung in das Umfeld und das Herausarbeiten der speziellen Vorteile des konkreten Gebiets.

In Atzgersdorf-West sind das der großzügige, derzeit kaum genutzte Freiraum und die Lage an der Schnellbahn.

Aus diesen Rahmenbedingungen wurde eine Reihe von beispielhaften kleineren und größeren Maßnahmen abgeleitet, die zu einer Belebung des Viertels führen können. Dazu gehören unter anderem die Aufwertung der Freiflächen zwischen den Bauten.

Die Hauptmaßnahme ist ein Stadtteilzentrum, das Ausgleich in mehrerer Hinsicht bieten soll:

- Schaffen eines Treffpunktes, der auch im Winter nutzbar ist.
- Integration der Freiflächen vor dem Zentrum
- Aufwertung des Zugangs zur S-Bahn-Station
- Entlastung der Siedlung von lärmenden Nutzungen
- Schaffen eines Rückzugsortes für Jugendliche

Dieses Funktionsprogramm wurde in einem architektonischen Entwurf umgesetzt, der sich auf die selben Grundsätze wie das ganze Projekt stützt: Einfügen in den Umraum, Aufwerten des Freiraums.

Die Siedlung in Atzgersdorf-West hat, wie sich zeigt, spezielle Qualitäten, die nutzbar gemacht und durch fehlende Infrastruktur ergänzt werden können. Das ergibt sich aus dieser Untersuchung – ähnliche Programme könnten auch an anderen Orten unter Berücksichtigung der jeweiligen Gegebenheiten umgesetzt werden.

Da jedoch kein besonderes ökonomisches Interesse an einer Weiterentwicklung dieser Gebiete besteht, ist für die Umsetzung solcher Pläne vor allem eines von Bedeutung: BewohnerInneninitiativen. •

Endnoten



# Endnoten

- i Reinhard Gieselmann, „Architektonische Entwicklung des kommunalen Wohnbaues im Wien der 2. Republik“, in Kommunalen Wohnbau in Wien – Die Leistungen der 2.Republik (Wien: 1978).
- ii Michael Lohmeyer und Andreas Wetz, „Gemeindebau: Konflikte brodeln im Verborgenen“, Die Presse, 12.11. 2005.
- 1 Helmut Weihsmann, Das rote Wien, Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919-1934, 2., vollkommen überarb. Ausgabe, Wien: Promedia, 2002, S. 56.
- 2 Peter Marchart, Wohnbau in Wien 1923 - 1983, Wien: Compress Verl., 1984, S.17.
- 3 Weihsmann, Das rote Wien, S.18ff.
- 4 Thomas Kuder, Nicht ohne: Leitbilder in Städtebau und Planung - von der Funktionstrennung zur Nutzungsmischung, Edition Stadt und Region 10, Berlin: Leue, 2004, S.128-144.
- 5 ebenda, S.133ff.
- 6 Weihsmann, Das rote Wien, S.67.
- 7 Die erste Auflage hieß eigentlich noch „Tomorrow – a Peaceful Path to Real Reform“, erst die zweite Auflage erhielt den Namen, der für die entstehende Bewegung prägend wurde.
- 8 Martin Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, Dargestellt an Beispielen im Raum Stuttgart, Berlin: Institut für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin, 1987, S. 21ff.
- 9 Weihsmann, Das rote Wien, S. 67.
- 10 Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, S. 24.
- 11 ebenda.
- 12 Siehe Peter Moser und Eva Stocker, Einfamilienhaus und verdichtete Wohnformen – eine Motivenanalyse, Haus der Zukunft - Impulsprogramm Nachhaltig Wirtschaften, Wien: Stadt+Regionalforschung GmbH, 2001.
- 13 Weihsmann, Das rote Wien, S. 63.
- 14 ebenda, S. 63-65.
- 15 Marchart, Wohnbau in Wien S. 23.
- 16 Weihsmann, Das rote Wien, S. 26ff.
- 17 ebenda, S. 93ff.
- 18 Vittorio Magnago Lampugnani, Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts, Stuttgart: Hatje, 1980, S.48f.
- 19 Nikolaj A. Miljutin, Sozgorod - die Planung der neuen Stadt (Original 1930), Basel [u.a.]: Birkhäuser, 1992, S.63.
- 20 Kuder, Nicht ohne: Leitbilder in Städtebau und Planung - von der Funktionstrennung zur Nutzungsmischung, S.151-158.
- 21 Thilo Hilpert, Le Corbusiers „Charta von Athen“ - Texte und Dokumente; kritische Neuauflage, Bauwelt Fundamente 56, Braunschweig [u.a.]: Vieweg, 1984, S.105.
- 22 Kuder, Nicht ohne: Leitbilder in Städtebau und Planung - von der Funktionstrennung zur Nutzungsmischung, S.153.
- 23 Vgl. z.B. Hilpert, Le Corbusiers „Charta von Athen“ - Texte und Dokumente; kritische Neuauflage, S.161f.: §85: „Es ist von dringlicher Notwendigkeit, daß jede Stadt ihr Programm aufstellt und die Gesetze erläßt, die seine Verwirklichung gestatten“
- 24 ebenda, S.143.
- 25 ebenda, S.61-62.
- 26 Le Corbusier, Städtebau, Hrsg. Hans Hildebrandt, Übers. Hans Hildebrandt, 2., Aufl. (Faksimile-Wiedergabe d. 1. Aufl.1929), Stuttgart: Dt. Verl.-Anst., 1979, S. 159.
- 27 ebenda, S. 142.
- 28 ebenda, S. 136.
- 29 ebenda, S. 142.
- 30 ebenda, S. 145.
- 31 ebenda, S. 197.
- 32 Kuder, Nicht ohne: Leitbilder in Städtebau und Planung - von der Funktionstrennung zur Nutzungsmischung, S.170.
- 33 Lampugnani, Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts, S.168.
- 34 Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, S.46.
- 35 Johannes Göderitz, Roland Rainer und Hubert Hoffmann, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, Archiv für Städtebau und Landesplanung, Tübingen: Wasmuth, 1957, S.21f.
- 36 ebenda, S.24ff und 72f.
- 37 Kuder, Nicht ohne: Leitbilder in Städtebau und Planung - von der Funktionstrennung zur Nutzungsmischung, S.159.
- 38 ebenda.
- 39 Göderitz, Rainer und Hoffmann, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, S.24f.
- 40 Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, S.53.
- 41 Göderitz, Rainer und Hoffmann, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, S.25.
- 42 Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, S.56.
- 43 Göderitz, Rainer und Hoffmann, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, S.42.
- 44 Hans Grundacker, „Zur Methodik des Wiener kommunalen Wohnbauprogrammes“, in der aufbau, Nr. 7 (1950), Marchart, Wohnbau in Wien S.67.
- 45 Göderitz, Rainer und Hoffmann, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, S.30.
- 46 MA 18 Stadtentwicklung Wien, Stadtentwicklungsplan Wien 2005, Wien: Stadtentwicklung Wien, 2005, S. 112.
- 47 Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, S.81.
- 48 Marchart, Wohnbau in Wien S.75.
- 49 Victor Gruen, Das Überleben der Städte, Wege aus der Umweltkrise: Zentren als urbane Brennpunkte, Wien [u.a.]: Molden, 1973, S.39ff.
- 50 siehe Kapitel 5.3.2 Gespräch mit DI Gisa Ruland, Agenda 21 Liesing S. 49
- 51 Gruen, Das Überleben der Städte, S.115f.
- 52 ebenda, S. 113ff.
- 53 ebenda, S.39f.
- 54 Lampugnani, Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts, S.168.
- 55 Thomas Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Bauwelt-Fundamente 118, Braunschweig [u.a.]: Vieweg, 1997, S.50.
- 56 Hilpert, Le Corbusiers „Charta von Athen“ - Texte und Dokumente; kritische Neuauflage, S.143.
- 57 ebenda, S.144.
- 58 Göderitz, Rainer und Hoffmann, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, S.23.

- 59 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.47.
- 60 Johann Jessen, „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“, in Informationen zur Raumentwicklung 6/7 - Nutzungsmischung im Städtebau (1995): S.395.
- 61 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.46f.
- 62 Andreas Feldtkeller, Städtebau: Vielfalt und Integration, Neue Konzepte für den Umgang mit Stadtbrachen, Stuttgart [u.a.]: Dt. Verl.-Anst., 2001.
- 63 Ulrich Hatzfeld, „Städtebauliche Zielentwicklung gegen Marktentwicklung? - Das Beispiel private Dienstleistungen“, in Informationen zur Raumentwicklung 6/7 - Nutzungsmischung im Städtebau (1995): S.413.
- 64 Jessen, „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“, S.396.
- 65 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.47f.
- 66 Marlo Riege und Herbert Schubert, Hrsg., Sozialraumanalyse, Grundlagen, Methoden, Praxis (Opladen: Leske + Budrich, 2002), S.45, Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.90f.
- 67 Moser und Stocker, Einfamilienhaus und verdichtete Wohnformen – eine Motivenanalyse.
- 68 Jessen, „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“, S.395ff.
- 69 Hatzfeld, „Städtebauliche Zielentwicklung gegen Marktentwicklung? - Das Beispiel private Dienstleistungen“, S.411, 419.
- 70 Hilpert, Le Corbusiers „Charta von Athen“ - Texte und Dokumente; kritische Neuausgabe, S.5.
- 71 Vera Mayer und Christoph Gollner, „Plattenbausiedlungen: Fachkritik und Bewohnermeinung“, in Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation, hrsg. Vera Mayer (Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006), S.131.
- 72 Manfred Fuhrich, „Wohnen wie gewohnt oder neue Mischung in Neubaugebieten“, in Informationen zur Raumentwicklung 6/7 - Nutzungsmischung im Städtebau (1995): S.483.
- 73 Mayer und Gollner, „Plattenbausiedlungen: Fachkritik und Bewohnermeinung“, S.132.
- 74 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.32.
- 75 Jane Jacobs, Tod und Leben großer amerikanischer Städte, Berlin; Wien [u.a.]: Ullstein, 1963, S.16.
- 76 „Ist die Entmischung von Wohn- und Arbeitsgegend so notwendig, wie uns dies suggeriert wird? Das mag für die ‚schmutzigen‘ Industrien noch angehen, nicht aber für die zahllosen sauberen Fertigungs- oder die Verwaltungsbetriebe gelten. Eine berufstätige Mutter, die in wenigen Minuten zu Hause sein kann, verliert keine wichtige Zeit des Zusammenseins mit den Kindern durch lange Verbindungswege.“ Alexander Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte - Anstiftung zum Unfrieden, Edition Suhrkamp 123, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1965, S.15f.
- 77 ebenda, S.19, S.29.
- 78 Mitscherlich vertiefte damit eigentlich nur die europäische Tradition der Leitbilder im Städtebau – Ebenezer Howard sah bereits für seine Gartenstadt eine Art genossenschaftliches Eigentum vor, und sogar Göderitz, Rainer und Hoffmann sprachen von der „Trennung von Boden und Bauwerk“ und ähnlichen Modellen. Göderitz, Rainer und Hoffmann, Die gegliederte und aufgelockerte Stadt, S.12, Ebenezer Howard und Julius Posener, Gartenstädte von morgen - das Buch und seine Geschichte, Berlin ; Wien [u.a.]: Ullstein, 1968, S.59.
- 79 Mitscherlich, Die Unwirtlichkeit unserer Städte - Anstiftung zum Unfrieden, S.19ff.
- 80 Anette Baldauf, „Duck dich, deck dich und geh shoppen“, in architektur.aktuell, Nr. 4 (2005).
- 81 Gruen, Das Überleben der Städte, S.113.
- 82 „Einzelne Situationen werden zu einem urbanen Stadtgeflecht, nie aber die Stadt als ganzes. Der Ort, das soziale Netz, die Menschen an diesem Ort, die sich in diesem Zustand befinden sind urban. Zu diesen Komponenten Toleranz, Weltoffenheit und Ortsgebundenheit kommt noch das Attribut Vielfalt hinzu: soziale Vielfalt, ethnische Vielfalt, Vielfalt der Angebote, der im Stadtraum sichtbaren kulturellen Techniken, der Traditionen, der Anschauungen, der Philosophien und der Religionen. Damit Urbanität aus all diesen Faktoren entstehen kann, müssen sie auf engem Raum vertreten sein. Daraus folgt, dass eine große kulturelle Dichte in einer Stadt gleichgesetzt wird mit Urbanität. die Stadt ist also mit einem Puzzle vergleichbar: sie beherbergt alles, Produzenten und Produkte, Schöpfer und Werke, Aktivitäten und Situationen. Alles existiert im Austausch, alles steht zueinander in Beziehung - das ist Urbanität“ Andreas Feldtkeller, Die zweckentfremdete Stadt, wider die Zerstörung des öffentlichen Raums, Frankfurt, Main [u.a.]: Campus-Verl., 1994, S.32ff.
- 83 Burano-Gruppe, „BURANO - Eine Stadtbeobachtungsmethode zur Beurteilung der Lebensqualität“, in Sozialraumanalyse - Grundlagen - Methoden - Praxis, hrsg. Marlo Riege und Herbert Schubert (Opladen: Leske + Budrich, 2002; reprint, (Original von 1972)).
- 84 Gruen, Das Überleben der Städte.
- 85 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.34.
- 86 siehe z.B. Gruen, Das Überleben der Städte, S. 133.
- 87 Kuder, Nicht ohne: Leitbilder in Städtebau und Planung - von der Funktionstrennung zur Nutzungsmischung, S.172.
- 88 Jessen, „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“ S.391.
- 89 ebenda S.393.
- 90 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.47.
- 91 Jessen, „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“ S.392-394.
- 92 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.47.
- 93 Feldtkeller, Städtebau: Vielfalt und Integration, S.10, Jessen, „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“ S.397.
- 94 Jessen, „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“ S.398f.
- 95 ebenda
- 96 Feldtkeller, Städtebau: Vielfalt und Integration, S.10ff.
- 97 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.49.
- 98 Feldtkeller, Städtebau: Vielfalt und Integration, S.12f, Gabriele Steffen, „Robuste Quartiere: Erwartungen und Resultate“, in Städtebau: Vielfalt und Integration - Neue Konzepte für den Umgang mit Stadtbrachen, hrsg. Andreas Feldtkeller (Stuttgart [u.a.]: Dt. Verl.-Anst., 2001), S.198ff.
- 99 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.48f.
- 100 Johann Jessen, „Planung städtebaulicher Nutzungsmischung in Europa“, in Werkstatt: Praxis 2 - Planung städtebaulicher Nutzungsmischung in Stadterweiterungs- und Stadtbauvorhaben in Europa [experimenteller Wohnungs- und Städtebau, ein Forschungsprogramm des Bundesministeriums für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen betreut vom Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung] (1999): S.3.
- 101 Kuder, Nicht ohne: Leitbilder in Städtebau und Planung - von der Funktionstrennung zur Nutzungsmischung, S.181., Stadtentwicklung Wien, Stadtentwicklungsplan Wien 2005, S.107.

- 102 Jessen, „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“, S.391.
- 103 Hanno Rauterberg, „Die Reformer (8) - Wie Andreas Feldtkeller eine neue Stadt plante, die so lebendig ist wie eine alte“, Die Zeit 23/ 1999.
- 104 Feldtkeller, Städtebau: Vielfalt und Integration.
- 105 Heike Bartenbach, „Exkurs: Gewerbe im Stadtquartier“, in Städtebau: Vielfalt und Integration - Neue Konzepte für den Umgang mit Stadtbrachen, hrsg. Andreas Feldtkeller (Stuttgart [u.a.]: Dt. Verl.-Anst., 2001), S.192.
- 106 Andreas Pätz und Cord Soehlke, „Lässt sich Stadt leben planen? Ziele und Werkzeuge“, ebenda, S.61.
- 107 Stadtentwicklung Wien, Stadtentwicklungsplan Wien 2005, S.106.
- 108 Mathias Boeckl, „Kompakter Stadt-Generator“, in architektur.aktuell, Nr. 3 (2002).
- 109 Stadtentwicklung Wien, Stadtentwicklungsplan Wien 2005, S.118.
- 110 N.N., „Ein ideales Stück Stadt“, Vormagazin, 08/ 2006a, S.53.
- 111 siehe Gespräch mit Frau DI Alexandra Rupp-Ebenspanger, MA 21, S.49
- 112 Jessen, „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“, S.400.
- 113 Marchart, Wohnbau in Wien S.107f.
- 114 ebenda, S. 33.
- 115 Erich Bramhas, Der Wiener Gemeindebau - vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus, Architektur im Zusammenhang, Basel [u.a.]: Birkhauser, 1987, S.90.
- 116 Marchart, Wohnbau in Wien S.124-130.
- 117 ebenda, S. 93f.
- 118 Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, S.92.
- 119 Bramhas, Der Wiener Gemeindebau - vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus, S.109.
- 120 ebenda, S. 100.
- 121 ebenda, S. 109.
- 122 Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, S.92f.
- 123 Bramhas, Der Wiener Gemeindebau - vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus, S.90f.
- 124 Marchart, Wohnbau in Wien S. 85.
- 125 Reinhard Gieselmann, „Architektonische Entwicklung des kommunalen Wohnbaues im Wien der 2. Republik“, in Kommunalen Wohnbau in Wien - Die Leistungen der 2.Republik (Wien: 1978), Marchart, Wohnbau in Wien S. 76.
- 126 Vera Mayer, Christoph Gollner und Hannes Huemer, „Plattenbausiedlungen in Wien - Ideologie, Geschichte und Bautechnik“, in Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation, hrsg. Vera Mayer (Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006), S.49f.
- 127 Hannes Huemer, „Siedlungstypologie, Haus- und Wohnungsformen in Wien“, ebenda.
- 128 Bramhas, Der Wiener Gemeindebau - vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus, S.90f.
- 129 ebenda, S.89ff, Mayer, Gollner und Huemer, „Plattenbausiedlungen in Wien - Ideologie, Geschichte und Bautechnik“, S.50-53.
- 130 Karl Czasny und Heidrun Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, Publikationen des Instituts für Stadtforschung 91, Wien: Institut für Stadtforschung, 1991, S.1.
- 131 Mayer und Gollner, „Plattenbausiedlungen: Fachkritik und Bewohnermeinung“, S.133.
- 132 Bramhas, Der Wiener Gemeindebau - vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus, S.108f.
- 133 Stadtentwicklung Wien, Stadtentwicklungsplan Wien 2005, S.117ff.
- 134 ebenda, S.106.
- 135 Ilse Irion und Thomas Sieverts, Neue Städte, Experimentierfelder der Moderne, Stuttgart: Dt. Verl.-Anst., 1991, S.10.
- 136 Günther Feuerstein, Vitalisierung von Stadtrandsiedlungen: Beispiel - Großfeldsiedlung Wien, Wien: Eigenverl. des Verf., 1974.
- 137 Marchart, Wohnbau in Wien S.82.
- 138 Mayer, Gollner und Huemer, „Plattenbausiedlungen in Wien - Ideologie, Geschichte und Bautechnik“, S.52.
- 139 Heidemarie Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, Städtebauliche und bauliche Probleme und Maßnahmen, Band A, Bonn-Bad Godesberg: 1990, Jutta Kirchhoff, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, Wohnungswirtschaftliche und soziale Probleme und Maßnahmen, Band B, Bonn-Bad Godesberg: 1990.
- 140 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven.
- 141 Irion und Sieverts, Neue Städte, S.286.
- 142 Richard et al. [Hrsg.] Turkington, High-rise housing in Europe - current trends and future prospects, Housing and urban policy studies 28, Delft: DUP Science, 2004, Frank Wassenberg, „The integrated renewal of Amsterdam's Bijlmermeer high-rise“, in Informationen zur Raumentwicklung - 3/4 2006 Stadtbau in Großsiedlungen (2006).
- 143 Irion und Sieverts, Neue Städte, S.287.
- 144 Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, S.194.
- 145 Stadtentwicklung Wien, Stadtentwicklungsplan Wien 2005, S.114f.
- 146 Mayer und Gollner, „Plattenbausiedlungen: Fachkritik und Bewohnermeinung“, S.135.
- 147 Vgl. Abschnitt 5.3.3 Gespräch mit DI Rudolf Kretschmer, Gebietsbetreuung Liesing, S.50
- 148 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.308.
- 149 Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, S.200f.
- 150 Maja Lorbek, „Bestand Re-Modernisieren - Baustelle: Nachkriegsmoderne“, in dérive 19 (2005).
- 151 Heiko Geiling, „Integrations- und Ausgrenzungsprobleme in einer städtischen Großsiedlung. Zur Theorie und Methode einer Stadtteilanalyse“, in Sozialraumanalyse - Grundlagen, Methoden, Praxis, hrsg. Marlo Riege und Herbert Schubert (Opladen: Leske + Budrich, 2002), Christoph Gollner, „Wer lebt im Plattenbau? Demographische und sozioökonomische Strukturen“, in Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation, hrsg. Vera Mayer (Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006), S.159.
- 152 Christoph Gollner, „Albtraum und Wirklichkeit: Plattenbausiedlungen in Wien“, in dérive 19 (2005).
- 153 Georg Irsa, u.a., „Soziale Stadterneuerung am Rennbahnweg“ (Projektarbeit, Technische Universität, 2001), S.43.
- 154 Gollner, „Wer lebt im Plattenbau? Demographische und sozioökonomische Strukturen“, S.159f.
- 155 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.314.
- 156 Oliver Schrader, „Joker für die Entwicklungsfähigkeit großer Wohnanlagen?“ in dérive 19 (2005).



- 157 Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, S.15.
- 158 Gollner, „Albtraum und Wirklichkeit: Plattenbausiedlungen in Wien“, S.22.
- 159 Gollner, „Wer lebt im Plattenbau? Demographische und sozioökonomische Strukturen“, S.160, 172.
- 160 ebenda, S.159f, 169.
- 161 Gollner, „Albtraum und Wirklichkeit: Plattenbausiedlungen in Wien“
- 162 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.301.
- 163 Markus Thum, Segregation von Altersgruppen als stadtentwicklungspolitische Herausforderung, zur Bedeutung von Großwohnanlagen am Beispiel von Wien, Wien: 1999.
- 164 N.N., „Zahlreiche Verbesserungen: Die Neue Heimat“, in linz beginnt's, 2/ 2006c.
- 165 Schrader, „Joker für die Entwicklungsfähigkeit großer Wohnanlagen?“
- 166 Gollner, „Wer lebt im Plattenbau? Demographische und sozioökonomische Strukturen“, S.159.
- 167 Feuerstein, Vitalisierung von Stadtrandsiedlungen: Beispiel - Großfeldsiedlung Wien.
- 168 Ulrich Deinet, Sozialräumliche Jugendarbeit eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit; Focus soziale Arbeit : Materialien ; 4, Opladen: Leske + Budrich, 1999, S.129f, Gollner, „Wer lebt im Plattenbau? Demographische und sozioökonomische Strukturen“, S.164.
- 169 Irsa, u.a., „Soziale Stadterneuerung am Rennbahnweg“.
- 170 Gollner, „Albtraum und Wirklichkeit: Plattenbausiedlungen in Wien“
- 171 So auch im später behandelten Gebiet in Atzgersdorf-West, wo die meisten Grundstücke einen baulichen Ausnutzungsgrad von 10-20% aufweisen, einige aber darunter liegen (Quelle: Bestandspläne der Wohnhausanlagen)
- 172 In der Gründerzeit war in Wien sogar ein Ausnutzungsgrad von bis zu 95% erlaubt, der oft auch realisiert wurde – nur 5% des Grundstücks blieben für einen so genannten „Lichthof“ frei. (Weihsmann 2002)
- 173 Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, S. 16.
- 174 Mayer und Gollner, „Plattenbausiedlungen: Fachkritik und Bewohnermeinung“, S.137.
- 175 Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, S. 88.
- 176 Volkmar Seyfang, Freiraumnutzung im Geschosswohnungsbau, Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, 1, hrsg. Ulfert Herlyn und Gert Gröning, München: Minerva Verlag, 1980, S.61ff.
- 177 Schrader, „Joker für die Entwicklungsfähigkeit großer Wohnanlagen?“ S.26f.
- 178 Mayer und Gollner, „Plattenbausiedlungen: Fachkritik und Bewohnermeinung“, S.136f, 168.
- 179 Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, S.170.
- 180 Gollner, „Albtraum und Wirklichkeit: Plattenbausiedlungen in Wien“, S.22.
- 181 Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, S.170-174.
- 182 Schrader, „Joker für die Entwicklungsfähigkeit großer Wohnanlagen?“
- 183 Irsa, u.a., „Soziale Stadterneuerung am Rennbahnweg“, S.23, 92f.
- 184 Schrader, „Joker für die Entwicklungsfähigkeit großer Wohnanlagen?“
- 185 Sieverts, Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, S.161.
- 186 Mutschler, Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, S.70.
- 187 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.159.
- 188 Bramhas, Der Wiener Gemeindebau - vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus, S. 91.
- 189 N.N., „Lärmschutzwand beim Theodor Körner Hof“ (2006b) abgefragt am 11.7. von <http://www.wien.gv.at/vtx/vtx-rk-xlink?SEITE=020060711001>.
- 190 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.313f.
- 191 Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, S.166.
- 192 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.161.
- 193 Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, S.165ff.
- 194 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.159.
- 195 ebenda, S. 313ff.
- 196 Peter Arlt, „Kleinhandel in Großsiedlungen“, in dérive 19 (2005).
- 197 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.313.
- 198 ebenda, S.310f.
- 199 Hermann, Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre, S.166.
- 200 Irsa, u.a., „Soziale Stadterneuerung am Rennbahnweg“, S.20-24.
- 201 Deinet, Sozialräumliche Jugendarbeit S.127ff.
- 202 Gollner, „Wer lebt im Plattenbau? Demographische und sozioökonomische Strukturen“, S.161.
- 203 Irsa, u.a., „Soziale Stadterneuerung am Rennbahnweg“, S.42.
- 204 Irion und Sieverts, Neue Städte, S.10.
- 205 Stadtentwicklung Wien, Stadtentwicklungsplan Wien 2005, S.113ff.
- 206 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.318.
- 207 Werner Rietdorf und Armin Ahrendt, Hrsg., Nutzungsmischung in Großsiedlungen der neueren Bundesländer - Anstöße zu neuen Gewerbe- und Versorgungsstrukturen: Fachtagung am 25. September 1997 in Dresden-Gorbitz, DSSW-Schriften ; 25 : DSSW-Arbeitshilfe (Bonn: Deutsches Seminar für Städtebau und Wirtschaft, 1997).
- 208 Wolfgang Kunz, „Einzelhandel und Gewerbe in Leipzig-Grünau“, in Nutzungsmischung in Großsiedlungen der neueren Bundesländer - Anstöße zu neuen Gewerbe- und Versorgungsstrukturen: Fachtagung am 25. September 1997 in Dresden-Gorbitz - DSSW-Schriften ; 25 : DSSW-Arbeitshilfe, hrsg. Werner Rietdorf und Armin Ahrendt (Bonn: Deutsches Seminar für Städtebau und Wirtschaft, 1997).

- 209 Hans-Joachim Kurwan, „Neue Gewerbe- und Versorgungsstrukturen in Großwohnsiedlungen der neuen Bundesländer“, ebenda.
- 210 Arlt, „Kleinhandel in Großsiedlungen“
- 211 Henrieta Moravčiková, u.a., „Plattenbausiedlungen in Bratislava: Architektonische und städtebauliche Aspekte“, in Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation, hrsg. Vera Mayer (Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006), S.68.
- 212 Arlt, „Kleinhandel in Großsiedlungen“, in, Vera Mayer, ed., Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation (Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006), S.189.
- 213 Arlt, „Kleinhandel in Großsiedlungen“
- 214 Ľubomír Boháč, „Panel housing estates, public walk of Petržalka - presentation,“ (o.J.).
- 215 Birgitt Eltzel, „Die Zeit der Bummi-Busse ist vorbei“, Berliner Zeitung, 1.6. 2006a.
- 216 Bezirksamt-Marzahn-Hellersdorf, „20 Jahre Hellersdorf“ (2001) abgefragt am 16.09.2006 von [http://www.berlin.de/ba-marzahn-hellersdorf/derbezirk/geschichte/20\\_jahre\\_hellersdorf.html](http://www.berlin.de/ba-marzahn-hellersdorf/derbezirk/geschichte/20_jahre_hellersdorf.html), N.N., „Hellersdorf“ (Edition Luisenstadt (Internet-Fassung), 2004) abgefragt am 16.09.2006 von [http://www.berlingeschichte.de/Stadtentwicklung/texte/5\\_21\\_hellersd.htm](http://www.berlingeschichte.de/Stadtentwicklung/texte/5_21_hellersd.htm), N.N., „Informatives über Berlin - Helle Mitte“ (kein Jahr) abgefragt am 16.9.2006 von <http://www.berlin-helle-mitte.de/info.htm>.
- 217 Birgitt Eltzel, „Plaza-Traum geplatzt - Nach der Pleite der Mega AG bleiben Stadtplatz und Park unvollendet“, Berliner Zeitung, 10.1. 2003.
- 218 Birgitt Eltzel, „Platten machen Platz für Liegewiesen“, Berliner Zeitung, 04.08. 2006b.
- 219 Irion und Sieverts, Neue Städte.
- 220 Mayer, ed., Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation.
- 221 Lorbek, „Bestand Re-Modernisieren - Baustelle: Nachkriegsmoderne“
- 222 Cristina Conrad Eybesfeld, „Stadtentwicklung als zentrales Problem“, Kurier, 12.11. 2005.
- 223 Michelle Provoost, „Happy Hoogvliet“, in *dérive* 19 (2005), André Thomsen, „Demolition of social dwellings in the Netherlands“, in *dérive* 19 (2005), Wassenberg, „The integrated renewal of Amsterdam's Bijlmermeer high-rise“
- 224 Wassenberg, „The integrated renewal of Amsterdam's Bijlmermeer high-rise“
- 225 Thomsen, „Demolition of social dwellings in the Netherlands“
- 226 Michelle Provoost, „Happy Hoogvliet“, in ebenda.
- 227 Werner Mair, „Dead House Walking - Wohnen in den Hochhäusern am Harter Plateau,“ (2001), Reinhard Seiß, „Beton um Beton, Stahl um Stahl“, Die Presse, 23.11. 2002.
- 228 Ricarda Ruland, „Welche Zukunft hat die Platte?“ in Informationen zur Raumentwicklung - 3/4 2006 Stadtbau in Großsiedlungen (2006).
- 229 Benjamin Davy, „Grundstückswerte, Stadtbau und Bodenpolitik“, in Forum Wohneigentum Nr. 2 (2005).
- 230 Gollner, „Albtraum und Wirklichkeit: Plattenbausiedlungen in Wien“, S.22.
- 231 Riege und Schubert, Hrsg., Sozialraumanalyse, S.36f.
- 232 Geiling, „Integrations- und Ausgrenzungsprobleme in einer städtischen Großsiedlung. Zur Theorie und Methode einer Stadtteilanalyse“.
- 233 Riege und Schubert, Hrsg., Sozialraumanalyse, S.9.
- 234 ebenda, S.13.
- 235 ebenda, S.15.
- 236 Burano-Gruppe, „BURANO - Eine Stadtbeobachtungsmethode zur Beurteilung der Lebensqualität“, S.98-100.
- 237 Dominik Franzen, „Erkundung von Sozialräumen in Köln-Kalk“, in Sozialraumanalyse - Grundlagen, Methoden, Praxis, hrsg. Marlo Riege und Herbert Schubert (Opladen: Leske + Budrich, 2002).
- 238 Deinet, Sozialraumliche Jugendarbeit, Ulrich Deinet und Richard Krisch, Hrsg., Der sozialraumliche Blick der Jugendarbeit, Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung (Opladen: Leske + Budrich, 2002).
- 239 Richard Krisch, „Methoden der Lebensweltanalyse,“ (Verein Wiener Jugendzentren, o.J.).
- 240 ebenda.
- 241 Deinet und Krisch, Hrsg., Der sozialraumliche Blick der Jugendarbeit, S.87.
- 242 ebenda, S.119ff.
- 243 ebenda, S.127ff.
- 244 ebenda, S.100ff.
- 245 ebenda, S.148ff.
- 246 ebenda, S.105ff, Krisch, „Methoden der Lebensweltanalyse.“
- 247 Birgit Trinker und Michael Strand, Liesing, Wiener Bezirkshandbücher - 23.Bezirk, Wien: Pichler Verlag, 2002, S.74f, S.88.
- 248 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.1, 297, Anhang.
- 249 siehe Kapitel 5.3.1 -- Gespräch mit Frau DI Alexandra Rupp-Ebenspanger, MA 21
- 250 siehe dazu die Institutionenbefragungen sowie Stadtentwicklung Wien, Stadtentwicklungsplan Wien 2005, S.187f, Karte S.181.
- 251 Statistik Austria, Gebäude- und Wohnungszählung 2001, Hauptergebnisse Wien, Wien: Statistik Austria, 2004, S. 67.
- 252 Dieser Ruf wird vor allem durch die Medienberichterstattung unterstützt, die sich mit Siedlungen mit Namen leichter tut. Siehe z.B. Lohmeyer und Wetz, „Gemeindebau: Konflikte brodeln im Verborgenen“.
- 253 Statistik Austria, Volkszählung 2001 - Hauptergebnisse I - Wien, Wien: Statistik Austria, 2003a, S.30ff.
- 254 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.301.
- 255 siehe dazu das Gespräch mit Frau DI Alexandra Rupp-Ebenspanger, MA 21
- 256 Statistik Austria, Volkszählung 2001 - Hauptergebnisse I - Wien, S.30ff.
- 257 ebenda, S.60-68.
- 258 ebenda, S.62ff bzw. 72ff, eigene Berechnung der Prozentwerte.
- 259 ebenda, Statistik Austria, Volkszählung 2001 - Hauptergebnisse II - Wien, Wien: Statistik Austria, 2003b, eigene Berechnung der Prozentwerte.
- 260 Statistik Austria, Gebäude- und Wohnungszählung 2001.
- 261 Czasny und Feigelfeld, Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, S.1.



Bibliographie



# Bibliographie

- Arlt, Peter. „Kleinhandel in Großsiedlungen“. in *dérive* 19 (2005): S. 15-18.
- Baldauf, Anette. „Duck dich, deck dich und geh shoppen“. in *architektur.aktuell*, Nr. 4 (2005): S. 90-101.
- Bartenbach, Heike. „Exkurs: Gewerbe im Stadtquartier“. In *Städtebau: Vielfalt und Integration - Neue Konzepte für den Umgang mit Stadtbrachen*, hrsg. von Andreas Feldtkeller, 224 S. Stuttgart [u.a.]: Dt. Verl.-Anst., 2001.
- Bezirksamt-Marzahn-Hellersdorf. 2001. 20 Jahre Hellersdorf. [http://www.berlin.de/ba-marzahn-hellersdorf/derbezirk/geschichte/20\\_jahre\\_hellersdorf.html](http://www.berlin.de/ba-marzahn-hellersdorf/derbezirk/geschichte/20_jahre_hellersdorf.html). (zugegriffen am 16.09.2006).
- Boeckl, Mathias. „Kompakter Stadt-Generator“. in *architektur.aktuell*, Nr. 3 (2002): S. 90-103.
- Boháč, Lubomír. „Panel housing estates, public walk of Petržalka - presentation.“ o.J. (nicht veröffentlichtes Manuskript)
- Bramhas, Erich. *Der Wiener Gemeindebau - vom Karl Marx-Hof zum Hundertwasserhaus, Architektur im Zusammenhang*. Basel [u.a.]: Birkhauser, 1987.
- Burano-Gruppe. „BURANO - Eine Stadtbeobachtungsmethode zur Beurteilung der Lebensqualität“. In *Sozialraumanalyse - Grundlagen - Methoden - Praxis*, hrsg. von Marlo Riege und Herbert Schubert, S. 85-93. Opladen: Leske + Budrich, 2002. Reprint, (Original von 1972).
- Conrad Eybesfeld, Cristina. „Stadtentwicklung als zentrales Problem“. 2005, *Kurier*, 12.11.
- Corbusier, Le. *Städtebau*. übers. von Hans Hildebrandt. hrsg. von Hans Hildebrandt. 2., Aufl. (Faksimile-Wiedergabe d. 1. Aufl.1929). Stuttgart: Dt. Verl.-Anst., 1979.
- Czasny, Karl und Heidrun Feigelfeld. *Großwohnanlagen in Österreich - Zustand, Nachbesserung, Perspektiven, Publikationen des Instituts für Stadtforschung 91*. Wien: Institut für Stadtforschung, 1991.
- Davy, Benjamin. „Grundstückswerte, Stadtumbau und Bodenpolitik“. in *Forum Wohneigentum* Nr. 2 (2005): S. S.67-72.
- Deinet, Ulrich. *Sozialräumliche Jugendarbeit eine praxisbezogene Anleitung zur Konzeptentwicklung in der Offenen Kinder- und Jugendarbeit; Focus soziale Arbeit : Materialien ; 4*. Opladen: Leske + Budrich, 1999.
- Deinet, Ulrich und Richard Krisch, (Hrsg.). *Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit, Methoden und Bausteine zur Konzeptentwicklung und Qualifizierung*. Opladen: Leske + Budrich, 2002.
- Eltzel, Birgitt. „Die Zeit der Bummi-Busse ist vorbei“. 2006a, *Berliner Zeitung*, 1.6. S.24.
- Eltzel, Birgitt. „Platten machen Platz für Liegewiesen“. 2006b, *Berliner Zeitung*, 04.08. S.19.
- Eltzel, Birgitt. „Plaza-Traum geplatzt - Nach der Pleite der Mega AG bleiben Stadtplatz und Park unvollendet“. 2003, *Berliner Zeitung*, 10.1. S.23.
- Feldtkeller, Andreas. *Die zweckentfremdete Stadt, wider die Zerstörung des öffentlichen Raums*. Frankfurt, Main [u.a.]: Campus-Verl., 1994.
- Feldtkeller, Andreas. *Städtebau: Vielfalt und Integration, Neue Konzepte für den Umgang mit Stadtbrachen*. Stuttgart [u.a.]: Dt. Verl.-Anst., 2001.

Feuerstein, Günther. Vitalisierung von Stadtrandsiedlungen: Beispiel  
- Großfeldsiedlung Wien. Wien: Eigenverl. des Verf., 1974.

Franzen, Dominik. „Erkundung von Sozialräumen in Köln-Kalk“. In  
Sozialraumanalyse - Grundlagen, Methoden, Praxis, hrsg. von Marlo Riege  
und Herbert Schubert, 312 S. Opladen: Leske + Budrich, 2002.

Fuhrich, Manfred. „Wohnen wie gewohnt oder neue Mischung in Neubaugebieten“. in  
Informationen zur Raumentwicklung 6/7 - Nutzungsmischung im Städtebau (1995): S. 475-493.

Geiling, Heiko. „Integrations- und Ausgrenzungsprobleme in einer städtischen Großsiedlung. Zur  
Theorie und Methode einer Stadtteilanalyse“. In Sozialraumanalyse - Grundlagen, Methoden,  
Praxis, hrsg. von Marlo Riege und Herbert Schubert, 312 S. Opladen: Leske + Budrich, 2002.

Giesemann, Reinhard. „Architektonische Entwicklung des kommunalen Wohnbaues im Wien der 2.  
Republik“. In Kommunalen Wohnbau in Wien – Die Leistungen der 2.Republik, hrsg. Wien, 1978.

Göderitz, Johannes, Roland Rainer und Hubert Hoffmann. Die gegliederte und aufgelockerte  
Stadt, Archiv für Städtebau und Landesplanung. Tübingen: Wasmuth, 1957.

Gollner, Christoph. „Albtraum und Wirklichkeit: Plattenbausiedlungen  
in Wien“. in *dérive* 19 (2005): S. 19-22.

Gollner, Christoph. „Wer lebt im Plattenbau? Demographische und sozioökonomische  
Strukturen“. In Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und  
Innovation, hrsg. von Vera Mayer, 275 S. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006.

Gruen, Victor. Das Überleben der Städte, Wege aus der Umweltkrise:  
Zentren als urbane Brennpunkte. Wien [u.a.]: Molden, 1973.

Grundacker, Hans. „Zur Methodik des Wiener kommunalen  
Wohnbauprogrammes“. in *der aufbau*, Nr. 7 (1950).

Hatzfeld, Ulrich. „Städtebauliche Zielentwicklung gegen Marktentwicklung?  
- Das Beispiel private Dienstleistungen“. in Informationen zur Raumentwicklung  
6/7 - Nutzungsmischung im Städtebau (1995): S. 409-424.

Hermann, Heidemarie. Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die  
Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre. Band A, Städtebauliche  
und bauliche Probleme und Maßnahmen. Bonn-Bad Godesberg, 1990.

Hilpert, Thilo. Le Corbusiers „Charta von Athen“ - Texte und Dokumente; kritische  
Neuausgabe, Bauwelt Fundamente 56. Braunschweig [u.a.]: Vieweg, 1984.

Howard, Ebenezer und Julius Posener. Gartenstädte von morgen - das  
Buch und seine Geschichte. Berlin ; Wien [u.a.]: Ullstein, 1968.

Huemer, Hannes. „Siedlungstypologie, Haus- und Wohnungsformen in Wien“. In  
Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation,  
hrsg. von Vera Mayer, 275 S. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006.

Irion, Ilse und Thomas Sieverts. Neue Städte, Experimentierfelder  
der Moderne. Stuttgart: Dt. Verl.-Anst., 1991.

Irsa, Georg, Paul Grohmann, Birgit Nadler und Ulrike Rommer. „Soziale Stadterneuerung  
am Rennbahnweg“. Projektarbeit, Technische Universität Wien, Institut für Stadt-  
und Regionalforschung, Betreut von Oliver Frey und Jens S. Dangschat, 2001.

Jacobs, Jane. Tod und Leben großer amerikanischer Städte. Berlin; Wien [u.a.]: Ullstein, 1963.



Jessen, Johann. „Nutzungsmischung im Städtebau - Trends und Gegentrends“. in Informationen zur Raumentwicklung 6/7 - Nutzungsmischung im Städtebau (1995): S. 391 - 404.

Jessen, Johann. „Planung städtebaulicher Nutzungsmischung in Europa“. in Werkstatt: Praxis 2 - Planung städtebaulicher Nutzungsmischung in Stadterweiterungs- und Stadtumbauvorhaben in Europa [experimenteller Wohnungs- und Städtebau, ein Forschungsprogramm des Bundesministeriums für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen betreut vom Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung] (1999).

Kirchhoff, Jutta. Querschnittuntersuchung städtebauliche Lösungen für die Nachbesserung von Großsiedlungen der 50er bis 70er Jahre. Band B, Wohnungswirtschaftliche und soziale Probleme und Maßnahmen. Bonn-Bad Godesberg, 1990.

Krisch, Richard. „Methoden der Lebensweltanalyse.“ Verein Wiener Jugendzentren, o.J. (interner Leitfaden)

Kuder, Thomas. Nicht ohne: Leitbilder in Städtebau und Planung - von der Funktionstrennung zur Nutzungsmischung, Edition Stadt und Region 10. Berlin: Leue, 2004.

Kunz, Wolfgang. „Einzelhandel und Gewerbe in Leipzig-Grünau“. In Nutzungsmischung in Großsiedlungen der neueren Bundesländer - Anstöße zu neuen Gewerbe- und Versorgungsstrukturen: Fachtagung am 25. September 1997 in Dresden-Gorbitz - DSSW-Schriften ; 25 : DSSW-Arbeitshilfe, hrsg. von Werner Rietdorf und Armin Ahrendt, I, 78 S. Bonn: Deutsches Seminar für Städtebau und Wirtschaft, 1997.

Kurwan, Hans-Joachim. „Neue Gewerbe- und Versorgungsstrukturen in Großwohnsiedlungen der neuen Bundesländer“. In Nutzungsmischung in Großsiedlungen der neueren Bundesländer - Anstöße zu neuen Gewerbe- und Versorgungsstrukturen: Fachtagung am 25. September 1997 in Dresden-Gorbitz - DSSW-Schriften ; 25 : DSSW-Arbeitshilfe, hrsg. von Werner Rietdorf und Armin Ahrendt, I, 78 S. Bonn: Deutsches Seminar für Städtebau und Wirtschaft, 1997.

Lampugnani, Vittorio Magnago. Architektur und Städtebau des 20. Jahrhunderts. Stuttgart: Hatje, 1980.

Lohmeyer, Michael und Andreas Wetz. „Gemeindebau: Konflikte brodeln im Verborgenen“. 2005, Die Presse, 12.11.

Lorbek, Maja. „Bestand Re-Modernisieren - Baustelle: Nachkriegsmoderne“. in dérive 19 (2005): S. 23-25.

Mair, Werner. „Dead House Walking - Wohnen in den Hochhäusern am Harter Plateau.“ 2001.

Marchart, Peter. Wohnbau in Wien 1923 - 1983. Wien: Compress Verl., 1984.

Mayer, Vera, (Hrsg.). Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006.

Mayer, Vera und Christoph Gollner. „Plattenbausiedlungen: Fachkritik und Bewohnermeinung“. In Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation, hrsg. von Vera Mayer, 275 S. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006.

Mayer, Vera, Christoph Gollner und Hannes Huemer. „Plattenbausiedlungen in Wien - Ideologie, Geschichte und Bautechnik“. In Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation, hrsg. von Vera Mayer, 275 S. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006.

Miljutin, Nikolaj A. Sozgorod - die Planung der neuen Stadt (Original 1930). Basel [u.a.]: Birkhäuser, 1992.

Mitscherlich, Alexander. Die Unwirtlichkeit unserer Städte - Anstiftung zum Unfrieden, Edition Suhrkamp 123. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1965.

Moravčíková, Henrieta, Slávka Doricová, Matúš Dulla, Katarína Fajglová und Mária Topolčanská. "Plattenbausiedlungen in Bratislava: Architektonische und städtebauliche Aspekte". In Plattenbausiedlungen in Wien und Bratislava - zwischen Vision, Alltag und Innovation, hrsg. von Vera Mayer, 275 S. Wien: Verl. d. Österr. Akad. d. Wiss., 2006.

Moser, Peter und Eva Stocker. Einfamilienhaus und verdichtete Wohnformen – eine Motivenanalyse, Haus der Zukunft - Impulsprogramm Nachhaltig Wirtschaften. Wien: Stadt+Regionalforschung GmbH, 2001.

Mutschler, Martin. Umbau von Wohngebieten der Fünfziger Jahre, Dargestellt an Beispielen im Raum Stuttgart. Berlin: Institut für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin, 1987.

N.N. "Ein ideales Stück Stadt". 2006a, Vormagazin, 08/.

N.N. 2004. Hellersdorf. Edition Luisenstadt (Internet-Fassung), [http://www.berlingeschichte.de/Stadtentwicklung/texte/5\\_21\\_hellersd.htm](http://www.berlingeschichte.de/Stadtentwicklung/texte/5_21_hellersd.htm). (zugegriffen am 16.09.2006).

N.N. kein Jahr. Informatives über Berlin - Helle Mitte. <http://www.berlin-helle-mitte.de/info.htm>. (zugegriffen am 16.9.2006).

N.N. 2006b. Lärmschutzwand beim Theodor Körner Hof. In Rathauskorrespondenz, <http://www.wien.gv.at/vtx/vtx-rk-xlink?SEITE=020060711001>. (zugegriffen am 11.7. ).

N.N. "Zahlreiche Verbesserungen: Die Neue Heimat". 2006c, in linz beginnt's, 2/ S.78-79.

Pätz, Andreas und Cord Soehle. "Lässt sich Stadtleben planen? Ziele und Werkzeuge". In Städtebau: Vielfalt und Integration - Neue Konzepte für den Umgang mit Stadtbrachen, hrsg. von Andreas Feldtkeller, 224 S. Stuttgart [u.a.]: Dt. Verl.-Anst., 2001.

Provoost, Michelle. "Happy Hoogvliet". in *dérive* 19 (2005): S. 10-14.

Rauterberg, Hanno. "Die Reformer (8) - Wie Andreas Feldtkeller eine neue Stadt plante, die so lebendig ist wie eine alte". 1999, Die Zeit 23/.

Riege, Marlo und Herbert Schubert, (Hrsg.). Sozialraumanalyse, Grundlagen, Methoden, Praxis. Opladen: Leske + Budrich, 2002.

Rietdorf, Werner und Armin Ahrendt, (Hrsg.). Nutzungsmischung in Großsiedlungen der neueren Bundesländer - Anstöße zu neuen Gewerbe- und Versorgungsstrukturen: Fachtagung am 25. September 1997 in Dresden-Gorbitz, DSSW-Schriften ; 25 : DSSW-Arbeitshilfe. Bonn: Deutsches Seminar für Städtebau und Wirtschaft, 1997.

Ruland, Ricarda. "Welche Zukunft hat die Platte?" in Informationen zur Raumentwicklung - 3/4 2006 Stadtumbau in Großsiedlungen (2006).

Schrader, Oliver. "Joker für die Entwicklungsfähigkeit großer Wohnanlagen?" in *dérive* 19 (2005): S. 26-28.

Seiß, Reinhard. "Beton um Beton, Stahl um Stahl". 2002, Die Presse, 23.11.

Seyfang, Volkmar. Freiraumnutzung im Geschosswohnungsbau. hrsg. von Ulfert Herlyn und Gert Gröning, Arbeiten zur sozialwissenschaftlich orientierten Freiraumplanung, 1. München: Minerva Verlag, 1980.

Sieverts, Thomas. Zwischenstadt - zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Bauwelt-Fundamente 118. Braunschweig [u.a.]: Vieweg, 1997.

- Stadtentwicklung Wien, MA 18. Stadtentwicklungsplan Wien 2005. Wien: Stadtentwicklung Wien, 2005.
- Statistik Austria. Gebäude- und Wohnungszählung 2001, Hauptergebnisse Wien. Wien: Statistik Austria, 2004.
- Statistik Austria. Volkszählung 2001 - Hauptergebnisse I - Wien. Wien: Statistik Austria, 2003a.
- Statistik Austria. Volkszählung 2001 - Hauptergebnisse II - Wien. Wien: Statistik Austria, 2003b.
- Steffen, Gabriele. "Robuste Quartiere: Erwartungen und Resultate". In Städtebau: Vielfalt und Integration - Neue Konzepte für den Umgang mit Stadtbrachen, hrsg. von Andreas Feldtkeller, 224 S. Stuttgart [u.a.]: Dt. Verl.-Anst., 2001.
- Thomsen, André. "Demolition of social dwellings in the Netherlands". in *dérive* 19 (2005): S. 8-9.
- Thum, Markus. Segregation von Altersgruppen als stadtentwicklungspolitische Herausforderung, zur Bedeutung von Großwohnanlagen am Beispiel von Wien. Wien, 1999.
- Trinker, Birgit und Michael Strand. Liesing, Wiener Bezirkshandbücher - 23. Bezirk. Wien: Pichler Verlag, 2002.
- Turkington, Richard et al. [Hrsg.] High-rise housing in Europe - current trends and future prospects, Housing and urban policy studies 28. Delft: DUP Science, 2004.
- Wassenberg, Frank. "The integrated renewal of Amsterdam's Bijlmermeer high-rise". in Informationen zur Raumentwicklung - 3/4 2006 Stadtumbau in Großsiedlungen (2006).
- Weihsmann, Helmut. Das rote Wien. 2., vollkommen überarb. Ausgabe, Sozialdemokratische Architektur und Kommunalpolitik 1919-1934. Wien: Promedia, 2002.

